Nicolai, Friedrich,

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren

Halle a. S. 1890

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11575960-1

Anekdoten

von

König Friedrich II. von Preußen.

von

Friedrich Nicolai.

VERLAG VON OTTO HENDEL, HALLE a/S.



Anekdoten

von

König Friedrich II. von Preußen

und

von einigen Personen, die um Ihn waren.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Halle a. d. Saale.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

Anekdoten

von

König Friedrich II. von Preußen

und

von einigen Personen die um ihn waren.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Halle a. d. Saale.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

Vorbemerkung.

Christoph Friedrich Nicolai wurde den 18. März 1733 zu Berlin als Sohn eines Buchhändlers geboren. In den Jahren 1749 bis 1752 erlernte er in Frankfurt a. O. den Buchhandel, mußte aber dann nach Berlin zurückkehren, um im Geschäft seines Vaters thätig zu sein. So sehr ihn dies auch in Anspruch nahm, erübrigte er doch noch Zeit für seine Studien, wobei er sich hauptsächlich mit den Werken der Dichtkunst beschäftigte. Angeregt besonders durch Lessings kritische Thätigkeit gab er die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ heraus, die ihn mit Lessing und durch diesen mit Moses Mendelssohn in Verbindung brachten. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1757 trat er aus der Handlung aus, mußte aber im folgenden Jahre, da sein älterer Bruder gestorben war, dieselbe wieder übernehmen und leitete sie nun bis zu seinem nach einem Leben voll rastloser Thätigkeit erfolgenden Tode im Jahre 1811. Trotzdem er von Berufsgeschäften überhäuft war, wurde er doch den Wissenschaften nicht untreu und seine Buchhandlung war sogar eine Zeitlang der Mittelpunkt des Berliner geistigen Lebens. Mit Mendelssohn gab er die ersten vier Bände der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ heraus (Leipzig 1757—60), dann mit ihm und Lessing die „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ (24 Bde. Berlin und Stettin 1761—66). Hieran schloß sich die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (106 Bde. 1765—91), als deren Fortsetzung die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ in Kiel erschien, von ihrem 56. Bande aber im Jahre 1801 wieder in Nicolais Verlag und eigene Redaktion überging, bis er sie im Jahre 1805 schloß. Diese Zeitschrift war von wesentlichem Einfluß auf das wissenschaftliche Leben in Deutschland, aber die Schärfe ihrer Kritik und die Nüchternheit des Tones raubten ihr nach und nach viel von ihrem Ansehn. Nicolai schrieb ferner eine für damalige Zeit musterhafte „Topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam“ (1769). Von seinen Romanen ist der bedeutendste „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker“ (Berlin 1773—76), ein, wenn auch künstlerisch schwacher, doch von vielem Talent zeugender Tendenzroman, bei dem die Nachahmung Fieldings

unverkennbar ist. In den Jahren 1783—96 erschien in 12 Bänden „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz,“ und noch eine große Menge anderer Werke hat er in seinem langen arbeitsreichen Leben geschaffen. Sein Leben und litterarischen Nachlaß gab Göcking heraus (Berlin 1820).

Die vorliegenden im Jahre 1788—92 in sechs Heften erschienenen „Anekdoten von Friedrich II.“ haben bleibenden historischen Wert, schon deshalb, weil der Autor bei jeder die verbürgte Quelle anführt. Sie sind natürlich vielfach in die Geschichtswerke und die Lebensbeschreibungen des großen Königs übergegangen, behalten aber in diesem Zusammenhange doch ihre volle Bedeutung, weil sie nach bestimmten Gesichtspunkten systematisch geordnet sind, auch dürften die über Friedrichs Umgebung mitgeteilten wohl seltener sein. Wir lernen den König weniger als Regenten und Feldherrn, wie in seinen menschlichen Beziehungen kennen und liegt hierin natürlich ein ganz besonderer Reiz. Bei der Auswahl sind nur diejenigen Anekdoten ausgeschieden, die ihre Aufnahme persönlichen Liebhabereien Nicolais zu verdanken scheinen und des Allgemeininteresses entbehren, sowie der ganz in französischer Sprache gegebene Auszug aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne; die sehr weitschweifigen Berichtigungen anderer Autoren sind sämtlich fortgeblieben. Einigen Stellen in französischer Sprache, bei denen der Autor die Übersetzung versäumt hatte, ist diese hier beigefügt.

An Ihro Königl. Hoheit
die verwitwete Herzogin von Braunschweig.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Frau!

Ew. Königl. Hoheit geruheten, als ich vorigen Sommer die Gnade hatte, Ihnen in Antoinettenruh aufzuwarten, Sich mit mir von Dero Königlichem Herrn Bruder zu unterhalten. Hochdieselben geruheten nachher meine Absicht, die gegenwärtige Sammlung herauszugeben, zu billigen, und durch die gnädige Mitteilung zweier höchstmerkwürdigen Briefe dieses verewigten geliebten Königs, welche die hauptsächlichste Zierde dieses Heftes sind, mich zu ermuntern, früher als sonst geschehen wäre, diese Sammlung zu liefern. Dies macht es mir zur Pflicht, Ewr. Königl. Hoheit sie ehrfurchtsvoll zuzueignen, und Hochdenselben öffentlich für den wichtigen Beitrag zu dieser Sammlung unterthänigst zu danken. Ich bin mit tiefster Ehrfurcht

Ewr. Königl. Hoheit

unterthänigster Diener

Friedrich Nicolai.

Berlin,
den 28. März
1788.

Vorrede des Verfassers.

Die Herausgabe dieser kleinen Sammlung hat eine sehr zufällige Veranlassung. Als ich im Julius 1787, meiner Gesundheit wegen, in Pyrmont war, hatte ich das Glück, dort in einem kleinen Zirkel von schätzbaren und geistreichen Männern und geistreichen Frauenzimmern zu leben, deren Kenntnisse, feine Sitten, Anmut, fröhliche Laune, Witz und Gutmütigkeit, der Konversation jene Urbanität und Unbefangenheit geben, die den Geist so sehr aufheitern und erhellen kann. Dieser angenehme Zirkel gewann in der letzten kleineren Hälfte meines Aufenthalts noch mehr Annehmlichkeit durch die Ankunft meines vieljährigen Freundes Hrn. Hofrat Zimmermann aus Hannover und seiner vortrefflichen Gemahlin.

Wir wallfahrteten an einem heitern Nachmittage zum Königsberge, der seinen Namen durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen im Jahre 1744 in Pyrmont erhielt, weil er an einem Orte am Fuße dieses Berges sehr oft zu sitzen pflegte. An diesem, den Bewohnern und Besuchern Pyrmonts immer noch heiligen Orte, von welchem man in ein anmutiges, von der friedlichen Emmer durchschlängeltes Thal herabsieht, wird der jetzt regierende Fürst von Waldeck dem großen Könige ein Monument errichten lassen. Sehr natürlich fiel unser Gespräch hier auf den außerordentlichen Mann, der diesen reizenden einsamen Fleck vorzüglich liebte. Es wurden beim Zurückgehen verschiedene Anekdoten von ihm erzählt. Mir selbst fielen verschiedene ein, welche der Gesellschaft interessant schienen; und ich widerlegte auch mehrere unrichtig erzählte gedruckte Anekdoten. Dies gab Herrn Hofrat Zimmermann Gelegenheit, freundschaftlich in mich zu dringen, ich möchte die mir bekannten Anekdoten aufzeichnen und herausgeben, und zugleich die unrichtig erzählten berichtigen. Ich lehnte dies zwar damals mit guten Gründen ab, worunter vorzüglich der Mangel der Muße war; doch kam durch diesen Vorschlag der erste Gedanke eines solchen Unternehmens in meine Seele.

Nach meiner Zurückkunft, an einem schönen Herbsttage, wo ich bei einem einsamen Spaziergange empfand, wie sehr durch den wohlthätigen Gebrauch des Pyrmonter Brunnens und

durch die Reise mein Körper und mit ihm mein Geist gestärkt war, rief auch meine Einbildungskraft die schätzbaren Bekanntschaften zurück, die ich während der diesjährigen Kurzeit daselbst gemacht hatte. Das Bild mancher angenehm und lehrreich zugebrachten Stunde stand lebhaft vor mir; vorzüglich kam mir die Wallfahrt nach dem Königsberge und der damals geschehene Vorschlag meines würdigen Freundes wieder in Gedanken. Hiebei ward, durch verschiedene verschwisterte Ideen, die Idee der Ausführung desselben in mir viel lebhafter als das erste Mal.

In Friedrichs des Großen Regierung fielen die glücklichen Jahre meiner Jugend und die Blüte meines männlichen Alters. Was ich an Bildung des Geistes und an Weltkenntnis besitzen mag, erhielt ich in dieser Zeit, durch den Einfluß der freimütigen, unbefangenen Denkungsart, welche dieser große König begünstigte, und die sich hauptsächlich von seinen Landen aus, (nachdem diese lange wegen eben dieser wohlthätigen Freimütigkeit von Kurzsichtigen waren übel beschrieen gewesen), in das übrige Deutschland ausbreitete, wo ihr seitdem so herrliche Früchte zu danken sind. Den siebenjährigen Krieg mit allen seinen wunderbaren Wechseln von Glück und Unglück erlebte ich in den Jahren, wo die Einbildungskraft starke und helle Bilder am leichtesten aufnimmt. Ich war Augenzeuge des unbeschreiblichen Enthusiasmus, der sich damals sowohl der Unterthanen als selbst weit entfernter Ausländer bemächtigte; und ich nahm teil daran. Ich erlebte die traurigen sieben Jahre nach diesem Kriege, wo Friedrichs Lande so sehr von den Folgen desselben gedrückt waren, wo Verkehr und Industrie fast gänzlich stockte, und wo selbst einsichtsvolle Patrioten glaubten, die Wunde wäre unheilbar. Friedrich beinahe allein verlor nicht den Mut, er strebte unermüdet von dem ersten Tage seiner Zurückkunft an, sein Land wiederherzustellen. Ich beobachtete aufmerksam die mannigfaltigen Wirkungen dieses Strebens. Ich sah zuweilen aus unrichtigen Prinzipien gute Folgen entstehen; ich sah oft richtige Prinzipien mißverstanden und sehr widrige Folgen haben: und bewunderte nicht selten in beiden Fällen den an Hilfsmitteln unerschöpflichen Geist, der auf die Mittelstraße wieder einzulenken wußte, wenn man am gewissesten hätte glauben sollen, die genommenen Maßregeln müßten auf die tadelnswürdigsten Extreme leiten, und der dennoch seinem Hauptzwecke immer getreu blieb. Wenn ich über viele wichtige Gegenstände irgend etwas weiß: Über Glaubensfreiheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über

Thätigkeit, über Industrie, über Handlung, über Verkehr, über die Wendung, welche der Charakter von Nationen durch ihren Regenten nimmt, und über das, was einer Nation, wenn einmal ein bestimmter Charakter in ihr liegt, nicht leicht durch die Gewalt eines Regenten, ja selbst nicht durch die Zuneigung gegen ihn genommen wird; so habe ich es meiner beständigen Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf seine Verfügungen, und auf die Folgen derselben, die uns vor Augen lagen, zu danken.

Ich empfand zuweilen, ich will es gern gestehen, auch mein Teil an dem Mißvergnügen, das sich anfänglich von nicht wenigen Seiten spüren ließ; denn gewöhnlich litten wir unter Friedrichs Fehlern unmittelbar, und die Folgen seiner richtig gedachten Anordnungen zeigten sich oft nur nach und nach und ziemlich entfernt. Meine Überzeugung von der Weisheit seiner Regierung ward zuerst sehr lebhaft, als nach diesen sieben für Berlin so drückenden Friedensjahren, in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Teurung in Deutschland, und dadurch an vielen Orten Hungersnot entstand. Damals ward hingegen in unserm Lande, dem man von Natur sehr wenig Hilfsmittel zutraut, und von dem man damals allgemein glaubte, es sei durch Krieg und vermehrte Abgaben ganz ausgesogen, zur allgemeinen notdürftigen Verpflegung bis in die kleinsten Städte Rat geschafft; so daß das Elend bei uns, obgleich sehr groß, dennoch bei weitem nicht so schrecklich war, als in vielen andern blühender scheinenden Ländern. Ja es nahmen sogar viele Unterthanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen zu uns ihre Zuflucht, und fanden Hilfe:[1] teils aus unserer eigenen Ersparung, teils durch Zufuhr durch unser Land über See. Dieser große Zug in der Regierungsgeschichte Friedrichs ist,

[1] Es wurden 1771 und 1772 allein vom Armendirektorium in Berlin gewiß 3000 wo nicht mehr Fremde aus andern Ländern verpflegt, welche die große Not zu uns trieb, und die nach Endigung derselben zum Teil zurückgingen, zum Teil bei uns blieben. Ich weiß rührende und schreckliche Beispiele davon. Das Armendirektorium, dessen gewöhnliche jährliche Ausgabe für die Berlinschen Armen über 80,000 Rthlr. ist, nahm in diesen zwei Jahren des Elends, in edler Zuversicht auf den König, ohne bei ihm anzufragen, über 60,000 Rthlr. Kapitalien auf, um kein dringendes Bedürfnis, auch nicht das Bedürfnis ganz fremder Leute, hilflos zu lassen. Friedrich bezahlte diese Schulden in den Jahren 1775 und 1777. Es ist dies eine in seinem thatenreichen Leben kaum bemerkte That, aber vielleicht eine der edelsten.

wie so viele andere, so viel ich weiß, bis jetzt öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir schwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den er damals auf mich machte. Ich fing an, deutlicher zu merken, was ich schon seit einiger Zeit geahndet hatte, daß dieser große Mann nicht, wie er verdiente, von allen Seiten bekannt war. Man hielt ihn fast allgemein für einen bloßen Soldaten, dessen Pläne nur auf Krieg gerichtet wären, welcher damals von unserm Publikum täglich erwartet, ja sogar gewünscht ward. Bei näherer Aufmerksamkeit auf des Königs Betragen fand man es aber ganz anders. Man sah, je mehr man ihn beobachtete, so viele Eigenschaften in ihm vereinigt, die sonst sich fast nie zusammen finden: bei so viel Heldenmut und bei so viel Talenten zum Kriege, so unermüdetes Bestreben, alle Künste des Friedens und alle wohlthätige Folgen desselben in seinen Staaten auszubreiten. Vorurteile wichen endlich, und aufmerksame Beobachter fingen an einzusehen, welche große Wirkungen ununterbrochene Thätigkeit, die nur auf wenige aber wohlgeordnete Zwecke sich einschränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern, endlich hervorbringen kann.

Seitdem ich um mich sehen konnte, und einige Fähigkeit, Menschen zu beobachten, fühlte, war mir nichts wichtiger, als Beobachtung von Menschen. Einer der außerordentlichsten Menschen so nahe vor mir, noch interessanter für mich, als Regent meines Vaterlandes, als ein Regent, der täglich so viel für dasselbe that, so viel, dem Laufe gewöhnlicher Regierungen nicht gemäß, so viel Großes und sichtbarlich Wohlthätiges, so manches, das unerklärlich schien, so manches, das gewiß fehlerhaft war, alles aber mit dem unverkennbaren Stempel eines großen weitsehenden Geistes bezeichnet — zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Das Studium seines Charakters ward seit mehrern Jahren mein Lieblingsgeschäft. Ich glaubte, den Menschen studieren zu müssen, um den Regenten besser kennen zu lernen; dem Regenten in allen den mannigfaltigen Teilen seiner Regierung (durch deren einfache Ordnung er die Übersicht so leicht machte) so viel ich als bloßer Privatmann konnte, folgen zu müssen, um die Eigenschaften des Menschen richtiger zu erkennen und mir zu erklären. Im Grunde war das Studium der eigentlichen Beschaffenheit meines Vaterlandes damit verbunden.

Ich hatte einige nicht unwichtige Gelegenheiten dazu. Alle merkwürdige öffentliche Begebenheiten, nicht nur Verordnungen und wirkliche Anstalten, sondern auch unausgeführte Ideen

und Pläne zur Beförderung des Ackerbaues, des Handels, der Industrie u. s. w. suchte ich, so viel möglich, ihrer eigentlichen Veranlassung und ihrer wahren Tendenz nach kennen zu lernen, besonders die, welche von ihm selbst herkamen. Wenn man in seinem Vaterlande nicht fremd ist, und beständig beobachtet, dabei einige Männer von Ansehen und Geschäftsleute kennt, ein gutes Gedächtnis hat, sich aber in nichts mischt, sondern fortdauernd diskret und verschwiegen ist, nichts zu irgend einer Absicht, sondern bloß zu seinem eigenen Unterricht zu wissen verlangt; so kann man wohl zu Kenntnissen dieser Art kommen. Es ist meines Erachtens sogar Pflicht eines denkenden Bürgers, den Staat genauer kennen zu lernen, in dem er lebt. So glaube ich nach und nach einen ziemlich zusammenhängenden Faden der Hauptbegebenheiten seit 1763 bloß für mich selbst gefaßt zu haben, der mir vieles in dem Charakter und in der Handlungsart dieses außerordentlichen Geistes aufschloß.

Den König, als Mensch, habe ich eben so lange und eben so aufmerksam zu beobachten gesucht, aus keiner andern Absicht, als bloß um einen deutlichen und richtigen Begriff von seinem Charakter zu erlangen. Sein häusliches Leben und selbst die kleinsten Vorfälle desselben waren mir wichtig. Ich kannte verschiedene Personen, die nahe um ihn, viele, die mit solchen genau bekannt waren. Ich hatte nicht selten Gelegenheit, von glaubwürdigen Leuten seine Art zu leben, seine Art mit Leuten von verschiedenen Ständen und Beschaffenheit umzugehen, seine Gemütsbeschaffenheit, seine Fehler, seine Vergnügungen, sowohl in frühern als in spätern Jahren, ziemlich deutlich und unter verschiedenen Gesichtspunkten beschreiben zu hören. Wenn einige Vorfälle bekannt wurden, oder wenn man sich Anekdoten erzählte, so ergriff ich die erste Gelegenheit, mich bei solchen Personen, welche die Wahrheit wissen konnten, genau zu erkundigen; und so erfuhr ich von manchen Umständen die wahre Beschaffenheit, die sonst bald vergessen ward. Ich hatte besonders das Glück, drei Männer ziemlich genau zu kennen, die um den König sehr lange gewesen waren und ihn daher sehr genau kannten: den Musiker Quanz, den Marquis d'Argens, und den Obersten Quintus-Icilius. Quanz hatte den König schon im Jahr 1734 kennen lernen, und war seit 1740 (die Kriege ausgenommen) täglich ein paar Stunden in dessen Zimmer gewesen. Dieser alte Mann erzählte gern, wenn er einmal zu jemand Vertrauen hatte. Ich hörte ihm sehr aufmerksam zu, und that viele Fragen an ihn, die er sehr ausführlich zu beantworten pflegte. Niemand hat mir durch Angabe

vieler auszeichnenden Züge von des Königs persönlichem Charakter, sowohl in seiner Jugend als im männlichen Alter, einen deutlichern Begriff beigebracht als Quanz, ungeachtet er selbst im Grunde denselben einseitig beurteilte. Alle musikalischen Anekdoten vom Könige weiß ich durch Quanz und durch seine musikalischen Zeitgenossen richtiger und genauer, als vielleicht sonst jemand, der jetzt noch lebt; den berühmten K. P. E. Bach in Hamburg ausgenommen. d'Argens war seit dem Anfange der Regierung des Königs dessen Gesellschafter und auf manche Art sein Freund und Vertrauter. Quintus war gerade in den kritischen Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege, da der König seine durch den Krieg erschöpften Finanzen wieder in guten Stand setzen wollte, um den König, und hatte unter der Hand an vielen damals im Gange befindlichen Plänen viel Anteil. Er war oft mißvergnügt, wenn seine Absichten nicht gelangen, und alsdann war er sehr offenherzig. Von diesen drei Personen hörte ich sehr vieles, was mir über den wahren Charakter des Königs und in den Zusammenhang mancher Begebenheiten viel Licht gab. Ich habe nie viel darüber gesprochen, sondern wendete, was ich erfuhr, nur zu meinem eigenen Nutzen an, um mir selbst über viele wichtige Gegenstände deutliche Begriffe zu erwerben und mein Nachdenken sicherer zu leiten. Es blieb mir aber vieles tief im Gedächtnisse eingeprägt, weil es mit Gegenständen, denen ich seit langen Jahren meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, genau in meiner Seele verbunden war; verschiedenes zeichnete ich auch mit einigen Worten auf.

Jetzt, indem ich mich dessen ganz im Zusammenhange erinnere, selbst indem ich das von mir Aufgezeichnete durchgehe, um es mit dem, was mir erinnerlich ist, zu verbinden, mußten mir meine glücklichsten Jugendjahre und die besten Jahre meines männlichen Alters wieder sehr lebhaft werden. Denn an diese Zeit, an die Geschichte der verschiedenen innerlichen Veränderungen in meinem Vaterlande, an die verschiedenen Personen, die daran teil hatten, an die, welche mich über vieles belehrten, zu denken, heißt: mich der Übung meiner eigenen Beurteilungskraft und der Zunahme und mannigfaltigen Bildung meiner Kenntnisse erinnern. Wie süß und lehrreich dieses ist, kann nur der mitempfinden, der selbst anfängt alt zu werden, und ohne laudator temporis acti zu sein, doch noch Erinnerung und Einbildungskraft genug hat, sich seine früher genossenen intellektuellen Vergnügungen lebhaft vorzustellen und dadurch nochmals zu empfinden.

In diesem Gesichtspunkte betrachtet, schien mir meines Freundes Vorschlag: die mir bewußten Anekdoten von Friedrich dem Großen aufzuzeichnen, für mich ein neuer Lebensgenuß zu sein, den ich mir wohl erlauben könnte. Ich glaubte dabei: diese obgleich nur zufällig entstandene Idee würde, mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt, dem Leser einen nicht bloß zufälligen Nutzen schaffen. Zwar blieb meine Muße immer sehr eingeschränkt. Ich glaubte aber, einige Stunden froher Zurückerinnerung an die Zeit meiner jugendlichen Jahre würden mir mehr Heiterkeit für diejenigen Stunden geben, die ich auf notwendige, aber beschwerliche und zum Teil unangenehme Geschäfte zu verwenden genötigt bin. Ich glaubte es wenigstens!

Indessen würde die Herausgabe dieser Anekdoten gewiß noch ein Jahr, und vielleicht noch viel länger verschoben worden sein, weil den Winter über meine Geschäfte mir fast keine Viertelstunde Muße ließen; wenn ich nicht eine besondere Veranlassung gehabt hätte, jetzt schon die Herausgabe anzufangen. Diese war, daß mir Ihro Königliche Hoheit, die verwitwete Herzogin von Braunschweig, im vorigen Monate zwei merkwürdige Briefe ihres Königlichen Bruders mitzuteilen geruhte. Ich glaubte, den Abdruck dieser Briefe nicht verschieben zu dürfen, und bloß dadurch ward ich bewogen, den Abdruck dieses ersten Heftes zu beschleunigen. Demselben werden noch einige folgen, besonders wenn glaubwürdige Personen mir einige Beiträge mitteilen, oder wenn ich mich noch an verschiedene Vorfälle erinnern möchte, bei Gelegenheit, daß ich die Begebenheiten meiner frühern Jahre in Gedanken nochmals zurückrufe. Was schon gedruckt ist, werde ich wissentlich nicht nochmals erzählen; es wäre denn, daß eine wahre Geschichte in einem Buche stände, wo man sie nicht sucht.

Die Anekdoten werden, mehrenteils aus dem häuslichen Leben des Königs genommen sein, und seinen persönlichen Charakter betreffen. Jeder billige Leser wird einsehen, daß es mehrerer Rücksicht bedarf, das, was öffentliche Geschäfte betrifft, bekannt zu machen; gesetzt, daß man es auch noch so richtig wüßte. Es müssen auch, um Dinge dieser Art richtig zu beurteilen, verschiedene Prämissen vorausgesetzt werden, die nicht jeder Leser hat, und der Erzähler nicht allezeit zu geben weiß. Dies würden am besten so manche würdige Geschäftsleute thun können, die so viel Anteil daran hatten, dieses großen Königs Regierungspläne teils auszuführen, teils sie zu lenken. Ihnen bleibt es überlassen, die Memoiren ihrer Zeit zu schreiben, wozu einige so vorzügliche Talente haben. Für

mich ist ein Unternehmen dieser Art nicht. Vielleicht bloß beiläufig möchte ich auch einige dahin gehörige Anekdoten beibringen, aber auch nur beiläufig.

Ich habe mit Vorsatz vorzüglich auch Anekdoten über Personen, die um den König waren, erzählt. Ich glaube, sie werden nicht allein an sich interessant sein, sondern selbst zur Charakteristik des Königs von verschiedenen Seiten beitragen.

Man kann die Eigenschaften und den Nutzen der Anekdoten von großen Männern aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Herr Prof. Büsch in Hamburg hat mit vieler Einsicht davon gehandelt. Vielleicht könnte man noch eine eben angemerkte notwendige Eigenschaft hinzufügen: daß Anekdoten nicht so aus dem Zusammenhange gerissen sein müssen, daß sie entweder nicht verständlich sind, oder auf Charakter und Begebenheiten ein schiefes Licht werfen. Aber zuweilen fehlt dem, dem die Natur die Gabe der Darstellung versagt hat, auch noch die Beurteilungskraft, zu überlegen, mit welchen andern Begebenheiten eine erzählte Anekdote müsse zusammengehangen haben; zuweilen will man dieses auch nicht achten, damit die Anekdoten durch die Sonderbarkeit reizen sollen; aber denn wohl muß notwendig alles schief erscheinen und schiefe Beurteilungen veranlassen. Ich glaube dies bei Erzählungen dieser Art oft bemerkt zu haben, und dies vermindert derselben Nutzen gar sehr.

Übrigens ist bei Erzählung jeder Begebenheit wohl die Wahrheit die Hauptsache; fehlt diese, so ist alles übrige gar nichts wert. Darin bin ich in dieser kleinen Sammlung sehr sorgfältig gewesen. Ich kann vielleicht nur wenig liefern; aber dies wenige soll wahr sein. Ich erhielt, was ich erzähle, nicht nur anfänglich aus sichern Quellen, sondern ich habe verschiedene noch lebende Personen noch jetzt über manches abermals befragt, habe über manches in Büchern sowohl als auch in Handschriften nachgeschlagen, und auch kleine Umstände dadurch zu verifizieren gesucht. Zu mehrerer Bekräftigung werde ich am Ende jeder Erzählung anzeigen, von wem ich sie habe. Wenn dies aber entweder aus der Erzählung selbst erhellet, oder ich meinen glaubwürdigen Zeugen nicht nennen kann, werde ich am Ende das Zeichen —* setzen. Was ich bloß als wahrscheinliche Sage erzählen sollte, bleibt unbezeichnet.

Herr Prof. Büsch führt an, daß man, um die Glaubwürdigkeit von Anekdoten zu bewähren, auf das Zeugnis gleichzeitiger Schriften schon bauen möge, wenn sie von Zeitgenossen gelesen und nicht widerlegt werden. Es ist wahr, man muß

es oft thun, sonst könnte fast keine Geschichte zusammenhängen. Manche Anekdoten, die von König Friedrich II. erzählt werden, sind, obgleich gleichzeitig gedruckt, und obgleich nie widersprochen, dennoch unwahr. Leute, die sie lasen, und wohl wußten, daß sie falsch sind, mochten öffentlich nichts dawider einwenden, wovon ich viele Beispiele weiß; daher werden solche falsche Erzählungen oft wiederholt, und endlich für wahr gehalten.

Fielding, dieser große Menschenkenner und eifrige Republikaner, sagt: „Der einzige Fehler einer Monarchie sei die Schwierigkeit, unter so vielen einen Menschen zu finden, der sich zu einem absoluten Monarchen schicke; denn dies Amt erfordere unumgänglich drei Eigenschaften, welche, wie aus der Geschichte erhelle, sehr selten bei Fürsten zusammengefunden würden, nämlich: 1) Genug Mäßigung, um mit der Macht zufrieden zu sein, die es den Umständen nach für ihn möglich ist zu besitzen. 2) Genug Weisheit, um seine eigene Glückseligkeit zu kennen. 3) Genug Güte, um die Glückseligkeit anderer zu befördern, wenn sie sich nicht nur mit der seinigen verträgt, sondern sie auch befördert."

Heil meinem Vaterlande! daß sich diese drei seltenen Eigenschaften bei Friedrich vereint befanden! Zwiefach Heil demselben! daß wir sie, obgleich auf vielfache Weise anders modifiziert, in Friedrich Wilhelm abermals vereint erblicken!

Berlin, den 18. März 1788.

Anekdoten
von König Friedrich II. von Preußen.

Den ersten Platz in dieser Sammlung von Anekdoten verdienen mit Recht zwei bis itzt noch nicht bekanntgemachte Briefe des großen Königs selbst, an seine geliebte Schwester, die verwitwete Herzogin von Braunschweig. Ihro Königl. Hoheit haben die Gnade gehabt, sie mir, in Dero eigenhändiger Abschrift, mitzuteilen, mit der Erlaubnis, davon Gebrauch zu machen. Der erste Brief ist kurz nach dem Tode des verewigten Menschenfreundes, des Prinzen Leopold, geschrieben, um die Herzogin über den Tod des von ihr innig geliebten Sohnes zu trösten. Der zweite Brief ist der letzte, den der König an seine verehrungswerte Schwester nur sechs Tage vor seinem Tode schrieb, wodurch er höchst merkwürdig wird. Ich liefere beide sowohl im Original als in einer Übersetzung, in welcher ich nicht sowohl auf die bloßen Worte gesehen, als den Sinn zu erreichen getrachtet habe.

*

1. ce 12 Mai 1785.

Mon adorable Soeur!

Il y a 70 ans passés, que je suis au monde, et dans tout ce tems je n'ai vû que des jeux bizarres de la fortune, qui mêle quantité d'événemens facheux à quelques favorables qui nous arrivent. Nous balottons sans cesse entre beaucoup de chagrins & quelques momens de satisfaction. Voila, ma bonne soeur, le sort commun de tous les hommes. Les jeunes gens doivent être plus sensibles à la perte de leurs proches et de leurs amis, que les vieillards. Les premiers se ressentent longtems de ces privations, au lieu que les personnes de nôtre age les suivent dans peu. Les morts ont l'avantage d'être à l'abri de tous les coups de la fortune, et nous qui restons en vie, nous y sommes sans cesse exposés. Toutes ces reflexions, ma bonne soeur, ne sont guères consolantes, je l'avoue. Heureusement que Votre sagesse et Votre ésprit Vous ont donné la force de resister à la douleur qu'éprouve une tendre Mere, en perdant un de ses enfans cheris. Veuille le ciel continuer de Vous assister, en conservant une soeur, qui fait le bonheur de ma vie. Daignés, ma bonne Soeur me croire avec le plus tendre attachement et la plus haute considération.

Mon adorable Soeur Votre fidele frere & serviteur

Féderic.

2. ce 10 d'Aout 1786.

Mon adorable Soeur!

Le Medecin d'Hannovre[1] a voulu se faire valoir chez Vous, ma bonne soeur; mais la verité est, qu'il m'a été inutile. Les vieux doivent faire place aux jeunes gens, pour que chaque génération trouve sa place; et à bien examiner ce que c'est que la vie, c'est voir mourir et naître ses compatriotes. En attendant je me trouve un peu soulagé depuis quelques jours. Mon coeur Vous reste inviolablement attaché, ma bonne soeur. Avec la plus haute consideration.

Mon adorable Soeur Votre fidele frere et serviteur

Féderic.

[1] Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser berühmte Arzt einsah, des Königs Krankheit sei tödlich, daß er aber der geliebten Schwester des Königs, als sie ihn um dessen Zustand mündlich befragte, die ganze Größe der Gefahr nicht habe entdecken können und wollen, sondern ihr noch einige Hoffnung übrig gelassen habe. Diese hatte die Herzogin dem Könige, den sie so zärtlich liebte, vermutlich mitteilen wollen. Aber der König, der sechs Tage vor seinem Tode wohl fühlte, daß alle Hilfe vergeblich sein müßte, wollte es selbst ihr ankündigen.

1. den 12. Mai 1785.

Meine verehrungswerte Schwester!

Es sind über siebenzig Jahre, seit ich auf der Welt bin, und während dieser ganzen Zeit habe ich nichts als sonderbare Spiele des Glücks gesehen, welches zu einigen angenehmen Vorfällen, die uns begegnen, nicht wenig widrige mischet. Wir schweben beständig zwischen vielem Kummer und einigen vergnügten Augenblicken. Dies ist, meine liebe Schwester, das gewöhnliche Schicksal aller Menschen. Jungen Leuten muß der Verlust ihrer Verwandten und Freunde empfindlicher sein, als den Alten. Die ersteren vermissen lange die Freunde, die ihnen der Tod entzogen hat; dagegen Leute von unserm Alter wissen, daß sie ihnen bald folgen werden. Die Abgeschiedenen sind nun vor allen Unglücksfällen gesichert; wir, die wir am Leben bleiben, sind denselben beständig ausgesetzt. Alle diese Betrachtungen, meine liebe Schwester, sind nicht sehr tröstend; ich gestehe es gern. Glücklicherweise giebt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geist die Stärke, dem Schmerz zu widerstehen, den eine zärtliche Mutter beim Verluste eines ihrer herzlich geliebten Kinder fühlen muß. Möge der Himmel fortfahren, Ihnen beizustehen und mir eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens ist. Glauben Sie, meine liebe Schwester, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und mit der vollkommensten Hochachtung bin

Meine verehrungswerte Schwester

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

2. den 10. August 1786.

Meine verehrungswerte Schwester!

Der Hannöversche Arzt[1] hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Äußerste gethan was er konnte, meine liebe Schwester; die Wahrheit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist's nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden siehet. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester. Mit der vollkommensten Hochachtung

Meine verehrungswerte Schwester

Ihr treuer Bruder und Diener

* Friedrich.

Wer kann diese Briefe lesen, ohne äußerst davon gerührt zu werden? Man denke bei dem ersten daran, daß ein siebenzigjähriger Mann, ein König, der so viel in diesen Jahren erlebt hatte, hier eine zärtlich geliebte Schwester, die so unvermutet ihren geliebten Sohn verloren hatte, trösten will: Wie simpel, wie zweckmäßig ist alles! Wie sehr kannte der große Mann das Herz einer Mutter, das bei einer solchen Gelegenheit, bei einem warm bezeugten Mitleide sehr leicht stärker zu bluten beginnt. Er fängt mit ganz gewöhnlichen, obgleich sehr wahren und hier sehr passenden Betrachtungen an. Er bemerket selbst, daß sie nicht tröstend sind. Wer wollte auch gleich nach einem so harten Schlage eine Mutter trösten wollen! Die beste Art ist, Teilnahme zu zeigen, und der Natur ihre Rechte zu gönnen. Dies thut auch der königliche Bruder. Er versichert seine geliebte Schwester, daß ihre Weisheit und ihr großer Geist ihr Kräfte geben werde, um ihren gerechten Schmerz zu ertragen. Dann erst erwähnt er mit dem zärtlichsten Schmerz den traurigen Verlust fast nur ganz leise und in wenigen Worten, und geht von da mit inniger Empfindung zu der Erinnerung über, daß sie in ihm einen Bruder habe, dem sie das Glück seines Lebens ist. So schrieb Friedrich der Große, dieser so oft verkannte Held, von dem so viele ausbreiteten, er wäre von Natur hartherzig.

Der zweite Brief ist von einem so großen Manne, sechs Tage vor seinem Tode in der äußersten Schwäche geschrieben, an eine geliebte Schwester geschrieben, um ihr *seinen Tod anzukündigen*. Aber welche Zärtlichkeit, welche schonende Besorglichkeit in diesen Stunden, wo er den Tod augenblicklich erwartete. Er nimmt nicht von ihr Abschied, denn dies hieße ihr das Herz brechen. Er verhehlt ihr aber auch den unvermeidlichen Tod nicht, denn das hieße ihr eine vergebliche Hoffnung machen,[1] die nachher in ein zärtliches Herz noch tiefer einschneidet. Er nennt ihr nicht einmal den Tod, dem er so ruhig entgegen sah, weil er doch wußte, wie dies Wort schon in das zarte weibliche Schwesterherz greifen würde. Er sagt nur voll Gemütsruhe: „Der Arzt, selbst der beste Arzt konnte mir nicht helfen. Alte müssen ja jungen Leuten Raum machen, daß jedes Menschenalter Platz finde. Sterben und geboren

[1] Der König verbot, wenige Wochen vor seinem Tode, einem angesehenen Herrn seines Hofes, der nach Braunschweig reisete, ausdrücklich und wiederholt: Seiner Schwester seinen Zustand nicht leichter vorzustellen, damit sie sich nachher nicht noch mehr kränke.

werden ist was wir während unsers ganzen Lebens erblicken." Meiner Empfindung nach ist ein unbeschreiblicher Nachdruck darin, daß er hier Sterben vor Geborenwerden setzt. Es liegt darin der frohe Blick in das wohlthätige Gesetz: daß nichts in der Natur stirbt, daß jedes Untergehen ein neues Entstehen verursacht. Der Lehrdichter Witthoff redet in gleichem Sinne die Natur an:

Vollständig, ewig jung, unfähig zum Veralten,
In täglich sterbenden und werdenden Gestalten,
Bestehst du wie du warst, so wenig alt wie neu.
Hier treten Wesen auf, da gehen Wesen unter.
Du tilgst und zeugest stets, stets wirkend und stets munter,
Sorgst du, daß jeder Tod ein Quell des Lebens sei.
Verschwindet auch die Pracht der abgelebten Floren,
So folgt ihr doch Pomona nach;
Wenn diese stirbt, wird jene neu geboren.
Das Grabmal wird ein Brautgemach.

Endlich! wie zärtlich ist es, daß der königl. Bruder seiner geliebten Schwester den unvermeidlich nahe bevorstehenden Tod zwar nicht verbergen will; aber ihr eine zufällige Erleichterung, von der er gewiß selbst nichts erwartete, doch noch meldet, doch ihr, selbst auf einen Augenblick, dadurch eine Erleichterung schaffen will, und die Versicherung damit verbindet, daß sein Herz ihr unveränderlich ergeben bleibe. Ach! er wußte wohl, daß er dies zum letztenmale schrieb!

Ich hätte vielleicht über diese zwei vortreffliche Briefe keine Anmerkungen machen sollen, da ihr Inhalt, und der große Mann der sie schrieb, nebst den Umständen, in welchen er sie schrieb, schon genug ans Herz greifen. Aber es war mir nicht möglich, sie abdrucken zu lassen, ohne einigermaßen den Empfindungen Luft zu machen, die sich dabei in meinem Gemüte so sehr drängten.

*

Der Marquis d'Argens ist als Schriftsteller bekannt, und das Publikum kömmt über den Wert seiner Schriften ziemlich überein, obgleich viele sonst billige Leute der Freimütigkeit und Wahrheitsliebe, die er in seinen Schriften zeigt, nicht Gerechtigkeit genug widerfahren lassen. Man vergißt, wie wenig man im J. 1736, da seine Lettres juives herauskamen, selbst Frankreich über die gröbsten Religionsmißbräuche und über die scheußlichste Intoleranz seine Meinung freimütig sagen durfte. Man vergißt, welcher Mut damals dazu gehörte, sich

aus den groben Vorurteilen der Erziehung herauszuziehen, und daß d'Argens diesen Mut hatte. Man bleibt nur bei den Mängeln seiner Schriften stehen, die er größtenteils doch mit den meisten guten Schriftstellern seines Zeitalters und seiner Nation gemein hat. — Eben so falsch ward der Marquis als Mensch beurteilt. Man rechnete ihm immer noch einige Unbesonnenheiten seiner Jugend allzustreng zu seinem Nachteile an, als er schon ein Mann war. Einige davon sind doch Jünglingen von einer so lebhaften Nation, wie die französische, und aus der fröhlichsten Provinz, der Provence, nicht ungewöhnlich; und überhaupt würde man alle nicht wissen, wenn er sie nicht mit seltener Offenherzigkeit, durch welche er schon auf einige Vergebung Anspruch machen darf, selbst beschrieben hätte.

Ich will nur einen einzigen Beweis seines wahrhaft edlen Charakters anführen. Sein Buch: la Philosophie du bon sens ward von der Geistlichkeit in Frankreich äußerst verketzert. Sein Vater, erster Präsident zu Aix, der, seines Standes halber, die Geistlichkeit nicht wider sich aufbringen konnte, ward durch dieselbe gezwungen, dem Sohn das Recht der Erstgeburt wegen dieses Buches zu nehmen, und es seinem zweiten Sohne, dem Präsidenten d'Eguilles zu geben. Der Marquis ertrug dies mit vieler Gleichmütigkeit, und liebte unter seinen Verwandten seinen Bruder d'Eguilles vorzüglich mit der größten Zärtlichkeit. Aber über diesen und mehrere edle Züge seines Charakters sah man weg; und wußte von seinem Leben in seinen reifern Jahren und in seinem Alter nichts Genauers zu erzählen, als einige äußerliche Sonderbarkeiten, die freilich auch gemeinen Beobachtern eher in die Augen fielen, als seine sehr schätzbare Seite.

Er ging wenig, oder eigentlich fast gar nicht aus, sondern beschäftigte sich immer auf seinem Zimmer. Er war sehr empfindlich gegen die Kälte, und zog daher beständig ein paar Schlafröcke übereinander, und trug beständig über eine baumwollne noch eine wollene Mütze auf dem Kopfe. Ebenso war ihm trübes Wetter äußerst unangenehm. Wenn man ihn in gute Laune setzen wollte, mußte man erst mit ihm von schönem Wetter reden, und wenn nur der Himmel nicht ganz bewölkt war, ihn versichern, die Sonne scheine hell und die Luft sei warm: welches der gute alte Mann bei nur einigem Grade von Wahrscheinlichkeit sehr gerne glaubte, weil er gern gutes Muts sein mochte. Man verlachte ihn bitter über diese kleinen Schwächen. Aber man überlegte nicht, daß dieser Mann in der warmen und heitern Luft der Provence geboren war und

sein Vaterland außerordentlich liebte. Wer unser nördliches Klima von Jugend auf gewohnt ist, mag sich keinen Begriff machen, wie schwer es oft einem im südlichen Himmelsstriche Gebornen wird, in dem unsrigen angenehm zu existieren. Man durfte dem Marquis d'Argens nur den beau soleil de Provence nennen, so erheiterte sich seine ganze Physiognomie.

Er hatte freilich noch mehrere Schwachheiten, die man nicht ganz ohne Lächeln betrachten konnte. Z. B. er fürchtete sich vor allen Krankheiten. Man konnte ihm sehr leicht einbilden, er sei krank; und er selbst bildete es sich leicht ein. Er war dabei, was man von ihm am wenigsten glauben sollte, in einigen Stücken abergläubisch. Er hielt etwas auf Vorbedeutungen; und ward z. B., wenn bei Tische ein Salzfaß umgeworfen ward, äußerst mißmutig. Ein unvermuteter Anblick einer Herde Schweine oder schwarzgekleideter Leute war ihm höchlich zuwider. Er verhehlte übrigens nicht, daß er selbst dies für Schwachheiten hielt, gestand aber seinen Freunden, daß alle philosophischen Gründe die unwillkürlichen Empfindungen bei ihm nicht unterdrücken könnten.

Er besaß aber bei diesen Schwachheiten, wegen welcher er oft hinter seinem Rücken verspottet ward, viel schätzbare Eigenschaften, die ihm beinahe gar nicht angerechnet wurden. Er hatte wirklich mehr gelehrte Kenntnisse, als man sonst bei einem französischen Hofmann findet. Besonders war er in den griechischen Philosophen und in den Kirchenvätern nicht unbelesen. Er besaß in den schönen Künsten, vorzüglich in der Malerei gute Kenntnisse. Außer Algarotti hatte vielleicht kein Gelehrter in größerem Maße, wie d'Argens, die Gabe, den Hofleuten und Weltleuten seine Kenntnisse in Wissenschaften und schönen Künsten mitzuteilen und sie ihnen angenehm zu machen. Er war ein sehr ehrlicher Mann und ein guter Hausvater. Er liebte seine Gemahlin[1] zärtlich, und war

---

[1] Ich weiß gar nicht, woher Herr Rat Adelung (in der Fortsetzung von Jöchers Gelehrtenlexikon S. 1052) die ganz falsche Nachricht mag genommen haben: daß der Marquis sich von seiner Gemahlin getrennt habe. Diese rechtschaffene und liebenswürdige Frau, eine geb. Cochois, hat ihm niemals die geringsten Ursachen zum Mißvergnügen gegeben. Beide waren ein Muster einer glücklichen Ehe. Sie liebte ihn aufrichtig, war genau aufmerksam auf alle seine Wünsche, hatte mit allen seinen kleinen Schwachheiten außerordentlich viel Geduld, und pflegte ihn sorgfältigst bei seiner öftern Kränklichkeit. Sie lebt, so viel ich weiß, noch in der Provence, und ist, selbst in der dort sehr angesehenen Familie des Marquis, in großer Achtung.

äußerst sorgsam für alles, was derselben Wohl betraf. Alles, was um ihn war, war ihm wert; und wenn er zuweilen jemand in einige Verlegenheit setzte, geschah es nur, weil er in der besten Absicht allzugern dessen Vergnügen noch mehr befördern oder anordnen wollte. Er war unbeerbt, liebte aber Kinder, und hatte nacheinander zwei Pflegetöchter bei sich, auf deren gute Erziehung und künftige gute Verheiratung er mit größter Sorgfalt bedacht war. Die zweite Pflegetochter adoptierte er in Frankreich kurz vor seinem Tode, und verheiratete sie an einen Parlamentsrat in Aix, von einem sehr guten Hause. Sein kleiner häuslicher Zirkel war wirklich ein sehr angenehmer Anblick. Der Marquis war voll der äußersten Gutmütigkeit in allen seinen Handlungen; seine provenzalische Lebhaftigkeit machte zwar, daß er leicht aufbrausete, aber er ließ sich auch eben so geschwind beschwichtigen. Er hatte sehr lebhaften Witz, war daher bei gesunden Tagen der angenehmste Gesellschafter, voll Naivetät und guter Laune. Seine Repartieen waren oft sehr kaustisch, doch nie beleidigend. Er war wohlthätig und edel in seinen Gesinnungen, und tolerant in Religionssachen. Man hielt ihn für einen Religionsspötter. Es ist wahr, daß er über die Pfaffereien der katholischen Geistlichen und Mönche oft mit sehr lebhaftem Witze lachte; aber die Religion selbst machte er nicht lächerlich. Seine Gemahlin ging sonntäglich in die Messe. Seinen alten treuen Bedienten Jean, und seine Köchin, die lutherisch waren, schickte er Sonntags nachmittags in die lutherische Kirche; und seine erste Pflegetochter, die reformiert war, mußte nicht allein alle Sonntage eine reformierte Predigt hören, sondern er machte sogar für sie, da er sie besonders liebte, einen kurzen Auszug aus dem Heidelbergischen Katechismus, und unterwies sie in der Religion nach reformierten Grundsätzen. Wahr ist es, daß er selbst weder die Messe noch eine Predigt hörte.

Der Marquis d'Argens, als er wegen seiner Philosophie du bon sens von der Geistlichkeit in seinem Vaterlande verfolgt ward, ging er nach Holland, und von da nach Deutschland. Er kam auf Empfehlung der Frau Mutter des jetztregierenden Herzogs von Wirtemberg in den ersten Jahren der Regierung K. Friedrichs II. nach Berlin. Er ward Kammerherr, nachher Direktor der philologischen Klasse der Akademie, und auch eine kurze Zeit Direktor der Schauspiele.

Er war des Königs Gesellschafter, und man kann wohl

sagen, dessen wahrer Freund. Der König fand bei wenigen von den Ausländern, die er in den ersten funfzehn Jahren seiner Regierung um sich hatte, und mit Wohlthaten überhäufte, wahre Zuneigung, da er anfangs die Meinung hatte, in ihrer Gesellschaft nicht König sein zu wollen, sondern ein Bedürfnis in sich fühlte, zuweilen eine Stunde freundschaftlich sein Herz zu öffnen. d'Argens schilderte mir diese Männer folgendermaßen: er, der sie genau gekannt hatte, der ein völlig unbefangener Mann und als er mit mir von ihnen sprach, in gar keiner Kollision mit ihnen war, die ihn hätte parteiisch machen können.

Darget war ein ehrlicher Mann, dem aber der Aufenthalt beim König zur Last fiel, und der sich nach Frankreich zurücksehnte; er schätzte den König hoch, aber liebte ihn nicht. — De la Mettrie ward von dem Könige wirklich nicht geschätzt. Er betrachtete ihn vielmehr als einen Possenreißer, der zuweilen entre deux vins belustigen könnte. De la Mettrie bezeugte sich äußerst unwürdig gegen den König, er plauderte nicht nur in der Stadt aus, was an der Tafel des Königs war geredet worden, sondern erzählte alles falsch und mit hämischen Zusätzen. Besonders that er dieses an der Tafel des Lord Tyrconell, des damaligen französischen Gesandten, bei dem er auch starb.[1] — Algarotti, ein sehr feiner Mann und sehr feiner Politiker, gefiel sich in Friedrichs Gesellschaft, weil dieser König und ein Mann von Geist war. Der König schätzte ihn sehr und liebte ihn wegen seiner guten

[1] Er hatte beim Lord Tyrconell sich an einer Trüffelpastete eine Indigestion zugezogen. Er wollte ersticken, und ließ sich, gegen das eifrige Zureden seiner Freunde, besonders des Herrn Dr. Mac-Mahon, Arztes des Gesandten, eine Ader öffnen. Er wollte selbst Arzt sein; und man stellte ihm daher vor, daß dies wider die ersten Begriffe der Medizin wäre. Seine Antwort war: Je veux accoutumer mes indigestions aux saignées; aber er starb beim ersten Versuche. La Mettrie hatte bekanntlich immer über alle Religion gespottet. Ein irländischer katholischer Priester, der im Hause des französischen Gesandten war, wollte ihn am Ende noch bekehren, oder doch das Ansehen davon haben, wie dies sehr gewöhnlich ist. Er drängte sich ins Zimmer des Kranken, und dies Zudringen ward von einigen Leuten begünstigt, die dadurch den de la Mettrie dem Könige noch verächtlicher zu machen trachteten. Der Kranke wollte von allen dem, was ihm der Priester sagte, nichts hören. Dieser aber blieb immer sitzen. Endlich rief de la Mettrie, indem der Schmerz sehr arg ward, die Worte Jesus Marie aus! Ah! vous voilà enfin retourné à ces noms consolateurs! rief der Irländer. De la Mettrie sagte: Mon Père, ce n'est qu'une façon de parler, und starb wenige Minuten darauf.

Eigenschaften; aber Algarotti sah mehr auf das Ansehen, das ihm des Königs Freundschaft gab, und liebte den König nicht, welches derselbe auch zuletzt wohl merkte. — Maupertuis, den der König wegen seiner Wissenschaften und wegen seines angenehmen Umgangs schätzte, war beständig voll Grillen und Prätensionen, und beneidete jeden, mit dem der König freundschaftlich sprach, weil er glaubte so viel zu verlieren als ein anderer gewann. Er war daher niemals zufrieden, und machte dem Könige, dem er mit seinen Grillen beschwerlich fiel, und der ihn gern hätte zufrieden stellen wollen, sehr viel Verdruß. — Voltaire, obgleich bei weitem der größte Schriftsteller unter allen, war auch der undankbarste gegen den König. Er war neidisch gegen jeden, den der König vorzog. Seine meiste Bitterkeit gegen den König kam daher, daß er sich immer noch nicht genug von ihm vor den übrigen gelehrten Lieblingen ausgezeichnet glaubte. Voll Stolz und Petulanz schlug er daher nicht selten, wenn alles in bester Laune war, die andern in des Königs Gegenwart, auf eine unartige Weise nieder, die den König nicht selten selbst verstimmte; ja, zweimal, da Voltaire allzu insolent ward, mußte der König als König sprechen, und Voltaire war, so stolz er sich gezeigt hatte, nun augenblicklich sehr gedemütigt. Aber er rächte sich durch unartige und zum Teil falsche Erzählungen, hinter des Königs Rücken. Er rühmte sich des Königs Werke zu korrigieren, welches, wie d'Argens versicherte (außer zufälligem Rat über einzelne Wörter oder Redensarten), nicht der Wahrheit gemäß war; und sprach doch verächtlich von denselben. Es ist gewiß, daß Voltaire von den Schriften des Königs, die ihm unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauet waren, heimlich Abschriften nehmen ließ, und daß die Poesies diverses zuerst durch ihn, wider des Königs Willen, öffentlich bekannt wurden. Der König hatte also nicht unrecht, ihm in Frankfurt am Main diese Abschriften wegnehmen zu lassen; sonst würde gewiß noch mehr bekannt geworden sein. Der König schätzte seine außerordentlichen Talente nach Verdienst, und liebte ihn mehr, als er es um ihn verdient hatte. Schon während des siebenjährigen Krieges war der König wieder mit ihm in Briefwechsel, und dem Anscheine nach im besten Vernehmen. In einer Entfernung von hundert Meilen ging das an; aber in der Nähe würde es bald vorbei gewesen sein, nicht durch des Königs, sondern durch Voltaires Schuld. d'Argens sagte: Le Roi veut tacher de se faire aimer de lui, mais il ne réussira pas. Es ist ein Zeichen von des Marquis

d'Argens gutmütigem und verträglichem Charakter, daß er mit diesem ungestümen Manne, so lange sie beide um den König waren, nie einen Zwist gehabt hat.

Überhaupt wäre es wohl zu wünschen, daß aus noch vorhandenen Nachrichten, der Umgang des Königs mit diesen französischen Gelehrten näher auseinander gesetzet würde. Man würde sehen, daß der König genötigt war, sich von ihnen zurückzuziehen, weil die meisten nicht selten seine Güte mißbrauchten. Er glaubte an ihnen litterarische Freunde zu finden, in deren Gesellschaft er die Sorgen der Regierung vergessen, und Geist und Herz in ihrer Konversation öffnen könnte. Aber sie glaubten nun den König ganz als ihresgleichen traktieren zu dürfen. Sie wollten ihren Zänkereien durch ihn Sanktion geben, waren äußerst indiskret darin, und wenn seine Ideen nicht die ihrigen waren, so zeigten sie sich sehr undankbar, und bewiesen genug, daß sie bloß ihr eigenes Selbst suchten, aber nichts um des Königs willen thaten, den sie nur für ein Mittel ansahen, sich selbst zu heben.

d'Argens hingegen hatte wirklich die herzlichste Zuneigung zum Könige; auch wußte der König dies sehr wohl, und deswegen liebte er ihn vor allen Ausländern. Sie waren sehr vertraut.[1] Der König scherzte viel mit ihm, und ward auch, wie es seine Art war, zuweilen sehr kaustisch. d'Argens wußte wieder zu scherzen, denn sein Witz stand ihm in der Konversation sehr zu Gebote. Aber er wußte auch an sich zu halten, wenn er merkte, daß der König nicht in der Laune war, sich Repartieen geben zu lassen. Machte es der König aber zu arg, so fuhr er entweder mit seiner provenzalischen Lebhaftigkeit auf, und dann konnte selbst der König vor ihm nicht zum Worte kommen. Oder er schmollte auch wohl einige Tage lang, gab sich für krank aus, und dann schickte der König gewöhnlich mehrmals zu ihm, oder schrieb ihm öftere Briefe, ehe er wieder kam. Auch alsdann schalt er zuweilen noch wenn er ins Zimmer kam, halb im Scherz, halb im Ernst. Der König kam ihm sodann entweder mit offenen Armen entgegen, oder gab ihm treuherzig die Hand. Der König, ob er gleich über des Marquis kleine Schwachheiten, besonders über seine eingebildeten Krankheiten sich divertierte, und sich oft ein

[1] Die Nachrichten vom Umgange des Königs mit dem Marquis d'Argens und von vielen dahin gehörigen Vorfällen, habe ich teils aus dem Munde des sel. Obersten Quintus Icilius, teils von einem genauen Bekannten des Marquis.

kleines Fest daraus machte, dessen Zorn zu reizen, weil ihn das lebhafte Auffahren desselben belustigte, konnte doch nicht im Ernst böse auf ihn sein, weil er allzugut wußte, welch ein ehrlicher Mann, und wie aufrichtig ihm ergeben d'Argens war.

Während seines Aufenthalts am preußischen Hofe machte er drei Reisen nach der Provence. Zu jeder derselben gab ein kleines Mißverständnis mit seinem königl. Freunde Gelegenheit. Sobald er aber einige Stationen von Potsdam entfernt war, hatte er schon sein Mißvergnügen vergessen, und schrieb dann schon dem Könige Briefe voll rührender Ausdrücke der Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Er war gewiß, den nächsten Posttag die freundschaftlichsten Antworten vom Könige zu erhalten. Auch dachte er, so sehr er auch gemeiniglich aus Mißvergnügen auf der Abreise bestanden hatte, doch in den ersten Tagen nach derselben schon an seine Zurückkunft. Er sagte seiner Reisegesellschaft im Wagen: Er habe nun den festen Vorsatz gefaßt, die Einladungen des Königs zur Abendmahlzeit nicht mehr so oft und so ungestüm abzuschlagen; und sehr wahrscheinlich nahm sich Friedrich auch vor, ihn nicht mehr über seine eingebildete Krankheiten so laut zu verspotten: denn das war es, was der Marquis am wenigsten ertragen konnte. Die dritte und letzte Reise geschah 1769. Auf derselben war es ebenso, und der Marquis würde wahrscheinlich wieder zurückgekommen sein, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte.

In einer Zeit von beinahe dreißig Jahren, die er um den König war, hat er demselben niemals das geringste Mißvergnügen gemacht, als zuletzt dadurch, daß er den König verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Was ihm noch zu größerem Lobe gereicht, ist, daß er während dieser langen Zeit niemals jemand beim Könige geschadet hat, aber wohl manchem nützlich gewesen ist. Doch war er sehr abgeneigt, sich auf irgend eine Art in Geschäfte zu mischen. Nur selten legte er für jemand Fürsprache ein, oder bat etwas vom Könige. Der König gab ihm das größte Zeugnis seines Vertrauens, indem er während des siebenjährigen Krieges fast posttäglich und zuweilen sehr lange Briefe an ihn schrieb. Wenn man recht die Lage des großen Mannes während dieses wunderbaren Krieges bedenkt, wenn man bedenkt, was dabei auf dem Spiel stand, welche große Pläne durch seinen Kopf gehen mußten, da sich halb Europa wider ihn verband, wie viele Unglücksfälle er erlitt, welche außerordentliche Rettungsmittel er anwenden mußte, und daß fast seine einzige Erholung und Trost war,

die Gedanken, die ihn drückten, in den Schoß seines treuen d'Argens auszuschütten, und dessen Antworten zu lesen; so kann man auf die Wichtigkeit der Briefe und auf die Größe des Vertrauens gegen diesen rechtschaffenen Mann schließen. Aber d'Argens verdiente auch dieses Vertrauen im höchsten Maße, wegen seiner Treue und seiner äußersten Verschwiegenheit. Wenn er einen Brief des Königs erhielt, schloß er sich ein, um ihn zu lesen. Man hat mehrmals durchs Schlüsselloch beobachtet, daß er, so ängstlich er sonst die Kälte fürchtete, gemeiniglich seine zwei Mützen vor sich liegen hatte, und den Brief mit entblößtem Haupte las. Er hielt alle diese Briefe sorgfältig verschlossen, und erzählte niemals etwas von deren Inhalt, es müßte denn etwas sehr Erfreuliches gewesen sein, da er dann den enthusiastischen Anteil, den er daran nahm, nicht verhehlen konnte. Er sagte mir von dieser Korrespondenz: „Ich hatte den König mehrere Jahre gekannt und wußte, daß er ein großer Mann war; aber erst durch diese Briefe habe ich seinen erhabenen Geist recht kennen lernen. Er ist einzig in seiner Art." — *

*

Um ein kleines Beispiel zu geben, auf welchem vertrauten Fuß der König mit dem Marquis d'Argens umging, will ich hier ein scherzhaftes Billet mitteilen, mit welchem ihm der König einen seiner Aufsätze sendete, den er von Thibault[1] in der Akademie hatte vorlesen lassen. Um den Anfang des Billets zu verstehen muß man wissen, daß der König, welcher gewohnt war, seinen Lieblingen Namen beizulegen,[2] schon in früheren Jahren den Marquis, wenn er denselben in seiner ausgezeichneten liebenswürdigen Laune sah, le divin Marquis zu nennen pflegte; ferner, daß der König oft mit ihm wegen seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit scherzte, und darüber spöttelte. Das Billet ist ganz von der eignen Hand des Königs. Es hat kein Datum. Man weiß aber, daß es etwa 1767 oder 1768 geschrieben ist. — *

Votre Divinité permettra, que mon humanité Lui offre un ouvrage lû dans l'Academie. Je vous l'envoye parce quï'l

[1] Herr Thibault ward vor einigen zwanzig Jahren als Professor der französischen Sprache an die Ritterakademie in Berlin berufen. Wegen seiner guten Aussprache trug ihm der König gewöhnlich auf, was er in der Akademie wollte vorlesen lassen, vorzulesen.

[2] So nannte er z. B. Suhm, Diaphane, Kaiserling, Caesarion, u. s. w.

a été lû dans cette assemblée, dont (quoiqu'absent) Vous faites le plus bel ornement. Un ouvrage de Scaliger, ou de Suidas, ou de Freinshemius Vous seroit peut-être plus agréable; je n'en ai point dans ma boutique, et chaque arbre ne peu fournir que les fruits qu'il produit. Contentez-Vous de ceux-ci, et si cela ne Vous fatigue pas trop, continuez Votre bienveillance au pauvre ignorant qui Vous donne ce qu'il a, et qui du pied du sacré Mont, admire votre Divinité, dont la plénitude domine sur ce sommet impérieux qui s'éléve au dessus des nûes.

Fédéric.[1]

*

Ich will auch ein Beispiel von der hypochondrischen Laune des Marquis gegen den König geben. Während der zweiten Reise des Marquis nach der Provence, da ihn der König gern bald wieder zurück wünschte, setzte der letzte, im Namen des Erzbischofs von Aix, einen Hirtenbrief wider die Freigeister auf, in welchem besonders der Marquis d'Argens als ein Ketzer und Atheist abgemalt war, vor welchem alle gute Provenzalen gewarnt wurden. Der König ließ von diesem ganz im erzbischöflischen Kanzleistil abgefaßten Hirtenbriefe eine kleine Anzahl Exemplare drucken, und ließ einige davon ohne Namen an Personen von des Marquis Bekanntschaft in der Provence senden, damit dieser Aufsatz ihm durch dieselben zukommen sollte. Die Absicht war teils Scherz, teils daß der Marquis, von dem der König vorher vermutete, daß dessen lebhafte Einbildungskraft die Besorgnis der Gefahr übertreiben würde, den Hirtenbrief vielleicht für wirklich echt halten, und desto eher zurückkommen sollte. In dieser letzten Absicht that dieser vorgegebene Hirtenbrief viel größere Wirkung, als der König im Sinne hatte. Er hatte nicht daran gedacht, daß

[1] Ew. Gottheit wolle erlauben, daß meine Menschheit Hochderselben ein in der Akademie vorgelesenes Werk vorlege. Ich schicke es Ihnen, weil es in dieser Gesellschaft ist vorgelesen worden, von der Sie — obgleich abwesend — die schönste Zierde sind. Ein Werk von Skaliger oder Suidas oder Freinshemius würde Ihnen vielleicht angenehmer sein; ich habe aber dergleichen nicht in meinem Vorrate, und ein Baum kann keine andere Früchte liefern, als die er hervorbringt. Nehmen Sie mit diesem vorlieb, und wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich fällt, fahren Sie fort in Ihrem Wohlwollen gegen den armen Unwissenden, der Ihnen giebt was er hat, und der am Fuße des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, deren Fülle auf dessen stolzem Gipfel thront, welcher sich bis über die Wolken erhebt. Friedrich.

man in der Provence nicht so tolerant als in den preußischen Staaten ist, sondern daß die Einwohner mehrenteils bigott katholisch sind, und daß ein Mandement eines Erzbischofs dort kein Gegenstand des Spaßes sein kann. Anfänglich ward auch wohl der Hirtenbrief in Aix und Toulon wirklich für echt gehalten. Der Marquis lachte anfänglich darüber, als er aber sah, daß viele Einwohner in Aix und Toulon die Sache ernstlich nahmen, so hatte er deshalb einige sehr unangenehme Stunden. Bei seiner Zurückkunft schalt er darüber den König, nach seiner Art, wacker aus. Dieser lachte über diese Schäkerei. Jener aber behauptete immer: Que cela passoit la raillerie.

Einige Zeit vor der dritten und letzten Reise des Marquis, da er oft kränklich und mit dem Könige unzufrieden war, und da es zugleich Leute gab, die unter dem Scheine der Freundschaft diese Unzufriedenheit zu vermehren suchten, machte er in einer mißvergnügten Stunde das folgende Gespräch eines Kapuziners mit dem Hauptmanne Don Pedro, in welchem er seine Lage bei dem Könige nach dem Leben schilderte, und auch den Hirtenbrief, der ihm noch wehe that, nicht vergaß. Er wollte dies Gespräch dem Könige übergeben, und es vielleicht drucken lassen. Indem er mit diesen Gedanken umging, fiel der König in eine Unpäßlichkeit. Sogleich war sein Mißvergnügen vorüber, und er übergab sein Gespräch dem Könige nie. Furcht war gewiß nicht Ursache daran, denn er hat in mehreren Fällen dem Könige alles gesagt, was er sagen wollte. Es war wirklich Gutmütigkeit: denn, zumal wenn er den König leiden sah, konnte er es nicht übers Herz bringen, demselben auch nur eine mißvergnügte Viertelstunde zu machen. Ich habe das Gespräch nach der Originalhandschrift des Marquis übersetzt.

Gespräch zwischen einem Kapuziner und einem spanischen Offizier.

Don Pedro und Pater Irenäus.

D. P. In Wahrheit, ehrwürdiger Pater, ich hätte mir nie eingebildet, meinen alten Freund Don Lopez in Kapuzinerkleidung wiederzufinden. Seit wann tragen Sie die Kutte?

P. J. Kurz darauf, seitdem ich Valenzia verließ, wo unser Regiment abgedankt wurde. In Verlegenheit, einen Stand zu finden, worin ich ruhig leben könnte, und voll Verdruß über alle ausgestandene Sorgen und Kummer, faßte ich endlich den Entschluß, die Welt zu verlassen, und ward ein Mönch.

D. P. Aber wie konnten Sie sich zu diesem neuen Stande gewöhnen, der von Ihrem vorigen so weit entfernt ist?

P. J. Man gewöhnt sich an alles; Gewohnheit ist die andre Natur. Anfänglich war es mir etwas schwer, von allem menschlichen Umgange entfernt zu leben; als ich aber überlegte, was ich in demselben gelitten hatte, so schien mir die Einsamkeit angenehm. Ich war genötigt, morgens und abends Psalmen herzubeten, ich betete sie sehr ruhig und gelassen her; und wenn der Chor vorbei war, that ich in meiner Zelle, was mir gefiel. Ich aß gemeine Speisen, aber ich verdauete sie gut, weil niemand meine Verdauung störte. Ich dachte bei mir selbst: wie viele Leute hast du nicht dasselbe Schicksal in der Welt erfahren sehen, das Gott dem Adam vorhersagte, daß er nämlich im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen sollte! Endlich machten Gewohnheit und Nachdenken mir meinen Zustand so angenehm, daß ich itzt sehr ungern wieder in die Welt zurückkehren würde. Aber Sie, Freund Don Pedro, was haben Sie seit beinahe dreißig Jahren, da ich Sie nicht gesehen habe, gemacht?

D. P. Ich trat zwei Jahre nachdem ich Sie verlassen hatte, beim Herzog von Medina Celi in Dienst, und seit dieser Zeit bin ich beständig dabei geblieben.

P. J. In welcher Bedienung stehen Sie bei diesem Herzog, und wozu nützen Sie ihm?"

D. P. Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht. Ich begreife noch nicht, wozu ich diesem Herrn nützlich sein könnte, es sei denn, daß ich ihm zur Gelegenheit diene, sich durch allerhand Späße zu belustigen. Da mir aber Gott noch nicht alle Selbstverleugnung eines guten Mönchs verliehen hat, so fällt es mir schwerer, mich zu diesen Späßen zu gewöhnen, als Ihnen, Ihre Psalmen zu singen.

P. J. Aber, Don Pedro, Spaß ist nur Spaß. Der ehrwürdige Pater Seraphin, unser Guardian, sagt sein Späßchen so gut wie ein andrer; indessen ist unser Kloster doch sehr wohl mit ihm zufrieden. Wie sind denn aber seine Späße beschaffen? Verletzen sie auch nicht die christliche Liebe?

D. P. Er hat so einige Späße, die den Pater Seraphin in Verlegenheit setzen würden, wenn sie ihn beträfen. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Als ich vor einiger Zeit eine Reise nach den estremadurischen Gebirgen unternahm, ließ der Herzog von Medina Celi, um sich einen Spaß zu machen, einen unter dem Namen des Bischofs von Madrid ausgefertigten Hirtenbrief drucken, in welchem dieser Prälat allen Spaniern, die

mich antreffen würden, riet, über mich als einen Freigeist, einen Störer der öffentlichen Ruhe, und einen Feind der Religion geradezu herzufallen. Ich könnte Ihnen noch mehrere von seinen kurzweiligen Dingen anführen, die zwar weniger gefährlich, aber desto kränkender sind.

P. J. Was dachten Sie aber, als Sie in diesem vorgegebenen Hirtenbrief die bischöfliche Ermahnung fanden, Sie ad majorem Dei gloriam in die andere Welt zu schicken?

D. P. Ich dachte, es wäre allenfalls besser, einen Menschen aus Spaß in Lebensgefahr zu bringen, als fünfzig in einem Autodafé verbrennen zu lassen.

P. J. Der Spaß im Namen des Bischofs von Madrid kommt mir ein wenig stark vor. Was die übrigen Späße betrifft, so müssen Sie dem Himmel dafür danken, wenn sie Ihre Eigenliebe beleidigen; denn das wird zu Ihrem Seelenheil gereichen. Aber sollten Sie nicht von ohngefähr etwas gethan haben, was Ihnen solche Späße hat zuziehen können?"

D. P. Ich habe öfter meine Aufführung mit größter Strenge untersucht, und seit den siebenundzwanzig Jahren, die ich im Dienste des Herzogs von Medina Celi bin, habe ich mir niemals etwas vorzuwerfen gewußt. Es müßte denn ein gleich großes Verbrechen sein, aus Mangel an Gesundheit wie aus Mangel an gutem Willen nicht dienen zu können.

P. J. Ich weiß nicht, ob es bei den Großen ein Verbrechen ist, krank zu sein und alt zu werden; aber wenn's wäre, so geben Sie sich immer auch deshalb zufrieden. Ich habe in meinem Kloster siebenundzwanzig Jahre hindurch vier- bis fünftausend Psalmen verbraucht, und Sie vier- bis fünftausend Späße. Das kommt beinahe auf eins heraus. Das Leben ist ja ohnedies nichts als ein Gaukelspiel, oft mehr traurig als lustig, welches endlich der Tod endigt.

*

Ein einziges Beispiel von den sonderbaren Ausbrüchen der provenzalischen Lebhaftigkeit des Marquis will ich hier zu seiner Charakterisierung erzählen. Der König hatte ihm während des siebenjährigen Krieges erlaubt, in Sanssouci zu wohnen, und hatte befohlen, alle Zimmer sollten für ihn geöffnet sein, ganz wie in seinem Eigentume. Eben damals hatte der Herr Geh. Rat Cothenius in der Akademie eine Abhandlung von der Schädlichkeit des kupfernen Kochgeschirres vorgelesen. Es ist bekannt, daß die Franzosen alles in kupfernen Kasserollen

kochen. Der Marquis, dessen sehr lebhafte Einbildungskraft sehr bald erhitzt werden konnte, geriet in eine solche Angst, vergiftet zu werden, daß er bei Tische beständig davon redete, und seine Gemahlin so dringend bat, daß er ihr endlich das Versprechen abdrang, alles kupferne Geschirr in seiner Küche mit eisernem zu vertauschen.

Man hat bemerken wollen, daß die Frauenzimmer noch bis jetzt durch die in der That sehr wichtigen Gründe wider das kupferne Küchengeräte, noch nicht gänzlich von der Schädlichkeit desselben überzeugt werden, und nicht eben geneigt sind, die Einrichtungen in der Küche nach andern Ideen als nach den ihrigen machen zu lassen. Etwas Ähnliches mußte wohl der Marquis von seiner eigenen Küche vermuten. Denn, ob ihm gleich die Marquise gewiß versichert hatte, es sei wirklich alles Kupfer abgeschafft worden, so fuhr er doch fort, immer von dessen Schädlichkeit zu reden.

Die Familie des Marquis lebte auf Sanssouci zwar vergnügt, aber sehr einsam. An einem Abende hatte die Marquise sich den jungen Leuten, die ein Teil der Familie waren, und einigen andern Personen ein kleines Vergnügen machen wollen, welches in einem Familienball bestand, der in der Wohnung des Königl. Obergärtners (der damals dicht vor Sanssouci jenseit eines kleinen Grabens wohnte) gegeben werden sollte. Man sagte dieses Vorhaben dem Marquis. Er war der gutmütigste Mann, und gönnte gern andern die Vergnügungen, die er selbst nicht genießen konnte oder wollte. Er hatte also gar nichts wider dies Vorhaben. Indessen, um seinetwegen sicher zu sein, weil er doch gemeiniglich sehr leicht unruhig und ängstlich ward, so bemerkte gegen Abend einer oder der andere: Das Wetter sei kühle, und der Himmel sei bewölkt. Man wußte schon, daß er nach einer solchen Bemerkung glaubte, sich nicht wohl zu befinden. So brachte man ihn bei Zeiten zu Bette, und verließ sich auf seine wirkliche Gesundheit, daß er bald einschlafen würde. Er erwachte aber wieder, weil er immer von Kupfer träumte, und rief seinen alten Bedienten Jean. Er bekam auf öfteres Rufen keine Antwort; denn die Domestiken, welche glaubten er schliefe ruhig, und die bei dem dortigen Aufenthalte auch eben nicht sonderlich viel Veränderung hatten, waren herunter gegangen, so gut sie konnten, dem Balle zuzusehen. Er merkte wohl, dies würde die Ursache sein, daß auf sein öfteres Klingeln niemand kam, und war weiter nicht böse darüber. Unglücklicherweise fiel ihm ein: da jetzt niemand im Hause sein werde, könne er unvermerkt

am sichersten untersuchen, ob wirklich alles Kupfer aus der Küche verbannt sei, wie man ihn mehrmals hatte versichern wollen. Er stand also auf, so wie er im Bette lag, ohne Beinkleider, warf bloß einen Schlafrock über, zündete an seinem Nachtlichte eine Kerze an und ging nach der Küche. Da fand er — welch ein Schrecken! — nicht allein alles voll von kupfernen Kasserollen, sondern auch eine, die noch etwas von einem säuerlichen Ragout enthielt, von welchem er glaubte mittags gegessen zu haben. Darüber geriet er in den größten Zorn, und um augenblicklich seine Familie zur Rede zu stellen, lief er sogleich, so wie er war, nach dem Orte des Balls. Es ist bekannt, daß man von Sanssouci herunter sechs Terrassen auf beinahe 150 Stufen herunter steigen muß, daß der Garten noch eine ziemliche Breite hat, bis man an den Graben und über die kleine Brücke kommt, die man durchs Auftreten niederlassen muß und welche sich durch ein Gegengewicht selbst wieder aufzieht, von wo man denn weiter zu den Gärtnerwohnungen gehen muß. Diesen weiten Weg machte er im Dunkeln, in der größten Geschwindigkeit. Man stelle sich das allgemeine Erstaunen vor, als der alte Marquis in dem groteskesten Aufzuge ins Zimmer trat. Er war barfuß; denn er hatte unterwegens die Pantoffeln verloren, dagegen hatte er zwei oder drei wollene Mützen auf dem Kopf, der Schlafrock flog zurück, und er stand da im Hemde ohne Beinkleider. In der Hand hielt er das corpus delicti, die Kasserolle mit den Überbleibseln des Ragouts, und schrie aufs heftigste „Je suis empoisonné“ [1] Zugleich schalt er so arg er konnte auf die entsetzliche Nachlässigkeit: trotz aller Beweise gelehrter Leute, noch immer in Kupfer zu kochen, welches ihnen allen noch den Tod bringen würde. Man suchte ihn zu besänftigen, aber anfangs ohne allen Erfolg. Da er endlich sich besann, was für einen seltsamen Aufzug er machte, und daß er, der sich so sehr vor kalter Witterung fürchtete, in der Nacht, fast unbedeckt, einen so weiten Weg gelaufen war, so kam er beinahe außer sich. Man beschwichtigte ihn möglichst, wickelte ihn in Betten ein, und trug ihn wieder in seine Schlafkammer. Er deklamierte den folgenden Tag, wie man leicht denken kann, aufs heftigste gegen die Schädlichkeit des kupfernen Küchengeschirres. Er ließ sich feierlich versprechen, daß es nun völlig abgeschafft werden sollte; und es ward ihm, wie man ebenfalls leicht denken kann, bestens versprochen. Aber die kupfernen Kasserollen blieben wo sie

[1] „Ich bin vergiftet!“

waren, und man sah sich nur vor, daß er nicht wieder in die Küche kam. — *

*

Es verdient auch eine merkwürdige Geschichte aus der Familie des Marquis d'Argens in Frankreich angeführt zu werden. Sein jüngster Bruder, der, wie gewöhnlich, bei den Jesuiten[1] studiert hatte, war daselbst so stumpf bigott, und dabei so fanatisch eifrig geworden, daß sein Umgang unerträglich wurde. Er predigte in allen Gesellschaften mit Bitterkeit gegen die unschuldigsten weltlichen Freuden. Spaziergang und Tanz schrie er für Sünde aus. Er hatte beständig den Bekehrungsgeist und die Wundersucht des fanatischen heil. Franz Xavier und die Keuschheit des kindischen heil. Aloysius Gonzaga im Munde, und ging in seiner bigotten Devotion für den heil. Aloys so weit, daß er eines Tages heimlich in seines zweiten Bruders, des Präsidenten zu Aix, Kunstsammlung sich schlich, und voll Wut verschiedene Gemälde und alle Bildsäulen verstümmelte. Dieser war natürlich sehr ungehalten darüber, und der junge Mensch war nicht zu bedeuten, daß er unrecht gehandelt hätte; denn er glaubte immer noch Gott und dem heil. Aloys einen Dienst gethan zu haben. Die ganze Familie war einig, daß der junge Mensch endlich verrückt werden würde, wenn man ihn nicht auf bessere Gedanken brächte; aber wie dies anzufangen wäre, wußte man nicht: denn die Macht der Jesuiten war viel zu groß, als daß man sich hätte unterstehen dürfen, zu sagen, sie hätten ihn in seiner Devotion irre geführt. Es war ein Bischof in der Familie, der nach einiger Überlegung ganz kalt sagte: „Ich werde den rohen Jüngling bald von seiner fanatischen Thorheit aufs sicherste kurieren. Ich werde ihn zum Priester weihen." Man begriff nicht, was dies helfen sollte. „Sehr viel," versetzte der erfahrne Bischof. „Wann er oft Beichte hört, wird er schon den Lauf der Welt kennen lernen." Die Weihung geschah, und zur Verwunderung

[1] Der Marquis liebte die Jesuiten nicht. Er kannte ihre Ränke, und die geheimen Mittel, wodurch sie ihre Macht zu unterstützen wissen, sehr genau, und hat mir manches davon erzählt. Nachdem sie 1767 aus Frankreich vertrieben waren, und jedermann der nachher erfolgten Aufhebung entgegen sah, war er der einzige, welcher, auch gegen den König, behauptete: „Selbst wenn dieser furchtbare Orden aufgehoben werden sollte, würde er in wenigen Jahren unter andern Namen und mit verneuerter Macht wieder empor kommen." Der Erfolg hat genugsam gezeigt, wie richtig er geurteilt hat.

aller ward der junge Mensch in ein paar Jahren sehr viel billiger und toleranter. Der Marquis setzte d'un air goguenard hinzu: „Unsere Weiber in der Provence beichten lebhaft und umständlich; und das fruchtete so viel, daß mein frommer Bruder nichts mehr verstümmeln, und selbst nicht verstümmelt sein wollte." — *

*

Im Winter zu Ende des Jahres 1760 und im Anfange des Jahres 1761 nahm der König sein Winterquartier in Leipzig. Seine Sorgen nach einem Feldzuge voll so vieler widriger und glücklicher Vorfälle verließen ihn auch während dieser Erholungszeit nicht; denn er sah das Mißliche seiner Lage wohl sehr genau ein, und er mußte alle Kräfte seines großen Geistes aufbieten, um in dem folgenden Feldzuge gegen seine vielen Feinde stand halten zu können. Die Mittel dazu mußte er bloß in sich selbst finden, da er niemand zu Rate ziehen konnte und wollte. Um sein Gemüt etwas aufzuheitern, ließ er seine Kammermusik zu seinem gewöhnlichen Abendkonzerte, und auch den Marquis d'Argens zu einem freundschaftlichen Abendgespräche nach Leipzig kommen.

Der König, äußerst sorgsam für seine Gesundheit, die er im folgenden Feldzuge, wie er wohl wußte, so sehr würde nötig haben, speisete des Abends gar nicht. Er ließ dem Marquis aber die Wahl, ob er um halb acht Uhr nach dem Konzerte in seiner Gegenwart speisen, oder ob er früher zu Hause speisen und um diese Zeit zu ihm kommen wollte. Der Marquis wählte das letzte. Eines Abends, da er ins Zimmer trat, fand er den König auf dem platten Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt, und dem Favorithunde die besten Bissen zuschob. Der Marquis trat einen Schritt zurück, schlug die Hände voll Verwunderung zusammen, und rief aus: „Wie werden sich doch die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie werden etwa glauben, er macht einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammlet die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder besorgt die Magazine für Mann und Pferd, oder er entwirft Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierten zu schaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde." — *

*

Als der siebenjährige Krieg geendigt war, und der König nun siegreich zurückerwartet wurde, machten die Einwohner von Berlin zur Einholung desselben Anstalten, die dem Enthusiasmus angemessen waren, den dieser schwere Krieg, und die Geistesgröße des Siegers schon längst erregt hatten. Alle Stände waren in allgemeinem Taumel, um den triumphierenden Einzug des König zu vergrößern. Von verschiedenen Personen wurden Kompanien errichtet, zu Fuß und zu Pferde, mit neuen Uniformen. Eine der ansehnlichsten war eine Kompanie zu Pferde, die der bekannte Kaufmann Gottskowski errichtete. Zu dieser gesellte sich auch der Marquis d'Argens. Ob er sich sonst gleich sehr selten, außer wenn er zum Könige ging, ankleidete, und damals gewiß in sechs Monaten nicht in die freie Luft gekommen war, ob er gleich seit mehr als zwanzig Jahren nicht geritten hatte, ob ihn gleich jedermann, der ihn kannte, abriet, diesem Einzuge beizuwohnen; so ließ er sich doch durch nichts abhalten. Er ließ sich die zur Kompanie gehörige reiche Uniform sticken. Es ward ein sanftmütiges Pferd ausgesucht, auf demselben übte er sich viele Tage lang auf dem Hofe seiner Wohnung im Reiten, und am Tage des Einzugs ritt er wirklich hinaus. Er hatte dem Könige die Anstalten der Einwohner von Berlin gemeldet; auch, daß er ihm an der Spitze der Kompanie des Gottskowski entgegen kommen und ihn' bewillkommen würde. Der König that alles mögliche, um den Marquis von dieser Expedition abzubringen; aber er ward nur immer eifriger darauf. Endlich schrieb ihm der König einige Zeit vor seiner Ankunft ausdrücklich, er möchte sich keine Mühe machen und sollte auch den Einwohnern Berlins bekannt machen: Sie möchten sich nicht bemühen, denn er würde abends ganz spät kommen, eben um solchem Gepränge auszuweichen, wovon er kein Freund war. Der Marquis bemühte sich in seiner Antwort an den König, noch kurz vor dessen Ankunft, ihn durch viele Gründe zu bewegen, den Einzug anzunehmen, und den Einwohnern Berlins nicht ihre Freude zu verderben. Mit fester Überzeugung, daß der König seinen Gründen folgen würde, ritt er getrost heraus. Der Tag der Ankunft des Königs, der 30. März 1763, war sehr kalt und unfreundlich. Das Getümmel vor dem Frankfurter Thore war unermeßlich. Man hatte den König schon gegen zwei Uhr vermutet; und da er nicht kam, wurde die Erwartung immer mehr gespannt. Gegen fünf Uhr war hin und wieder Mißvergnügen unter den Einholenden deutlich zu merken. Hier und da sammelten sich Leute in kleine Haufen

und murmelten allerlei. Unter diesem Getümmel stieß ich ohngefähr auf den Marquis. Ich würde ihn nicht gekannt haben; denn ich hatte ihn noch niemals anders als unter zwei Schlafröcken und zwei Nachtmützen gesehen, wenn er mich nicht selbst zu sich gerufen hätte. Er machte eine sonderbare Figur in seiner gestickten Uniform und runden Perücke mit einem Zipfelchen. Die Heftigkeit, mit der er deklamierte, war unbeschreiblich. Das kalte Wetter und das Ausbleiben des Königs hatten ihn in die verdrießlichste Laune gesetzt; und dann pflegte er nichts zu schonen. Er schalt auf den König, daß er seinen so wichtigen Gründen nicht habe folgen wollen. Er rief aus, in seiner treuherzigen Lebhaftigkeit: „Ich hab's ihm ja geschrieben, daß er es seinem Volke schuldig ist, dessen Liebe anzunehmen! Es ist unverzeihlich, daß er nicht kommt! Wenn ich ihn nur erst sehe, so will ich ihm recht die Wahrheit sagen!“ Alles was man that, ihn zu besänftigen, war umsonst. Endlich, nach einer Stunde, da es für ihn wirklich allzukalt ward, bewegten wir ihn, nach der Stadt zu reiten; und noch unterweges schalt er beständig fort bis aufs Schloß, wo er mit den andern Hofleuten den König erwarten wollte. Der König kam bekanntlich erst nach 8 Uhr, als es schon dunkel war, an. Er hatte denselben Nachmittag das Schlachtfeld bei Kunersdorf besehen, wodurch wohl eben nicht heitere Ideen in ihm erweckt worden sein mochten. Er hatte geglaubt, der Marquis würde seinen Willen bekannt gemacht haben, daß er nicht eingeholt sein wollte; und allenfalls glaubte er, würden die Einholenden sich zerstreuet, und nicht so spät gewartet haben. Aber er sah sich von einigen tausend Menschen umringt, so daß sich sein Wagen kaum bewegen konnte. Die Fackeln, das Geschrei, die Menge kostbar gebundener schlechter Gedichte, die man ihm überreichen wollte, die Besorgnis, daß Leute im Getümmel zu schaden kommen möchten: alles setzte ihn in üble Laune. Er wich in der Stadt aus so bald er konnte, und fuhr durch einen Umweg aufs Schloß.

Nach einigen Tagen sah ich den Marquis. Er erzählte ausführlich, wie alles zwischen dem Könige und ihm ergangen wäre, als er ihn unter vier Augen gesprochen habe; und setzte sehr naiv hinzu: „Ich habe ihm nichts geschenkt, und habe ihm deutlich genug gesagt, daß er mir hätte folgen sollen. Er wollte Scherz daraus machen; aber da habe ich ihn tüchtig ausgescholten, daß er seinem Volke die Freude verdorben hat. Nun wurde er aber ernsthaft. Es ist ein sonderbarer Mann! Wenn er anfängt Gründe vorzubringen,

so muß man ihm recht geben, man mag wollen oder nicht." — *

*

Der Marquis besaß wirklich so viel eigentliche Gelehrsamkeit, als man selten bei einem französischen homme du monde antrifft. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Berlin wollte er seine Werke herausgeben; und da las er allerlei zusammen, besonders blätterte er auch viel in den griechischen Kirchenvätern. Er war gewohnt mit dem Könige von allem, was er vornahm, zu plaudern, und so sprach er auch sehr viel zum Lobe der Kirchenväter.

Der König, der ihn gern anhörte, weil seine Gespräche sehr geeignet waren Ideen zu entwickeln, mochte ihn auch gern necken, weil ihm die Ausbrüche seiner provenzalischen Lebhaftigkeit zur Belustigung dienten. So ward auch der arme Marquis mit seinen Kirchenvätern weidlich aufgezogen, und der König sagte sehr oft: „Kein Wort mehr von Euren Vätern! das sind dicke Bücher, die nichts enthalten, Körper ohne Seele!" Solche Worte waren immer das Signal, daß der Marquis nach seiner Art böse ward, und vom Lobe der Kirchenväter überströmte.

Als das neue Schloß bei Sanssouci fertig war, hatte der König dem Marquis darin eine Wohnung herrichten lassen. Eines Tages sagte er ihm sehr gnädig: er wolle ihn und die Marquise in ihre neue Wohnung selbst einführen und sich dabei eine Tasse Thee von ihnen ausbitten. Es geschah; der König war ungemein aufgeräumt. Er führte seine Gäste durch die Zimmer, zeigte ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit, sagte zuletzt im Schlafzimmer: Er wolle auch nicht allzulange bleiben, sondern den Marquis seiner Bequemlichkeit und seinen Schlafmützen überlassen; und nahm mit einem lustigen Komplimente Abschied.[1]

In einem der Zimmer war eine kleine auserlesene Handbibliothek aufgestellt. Unter denselben fielen besonders viele prächtig gebundene große Bände in die Augen, welche sehr leserlich die Titel aller Werke der verschiedenen Kirchenväter zeigten. Auch unterließ der König nicht anzumerken: der Marquis werde hier seine guten Freunde, die Väter, in

[1] Die Marquise ist das einzige Frauenzimmer, das mit ihrer Familie auf einem der Lustschlösser des Königs eigentlich gewohnt hat. Er wünschte ihr daher in dieser neuen Wohnung einen jungen Erben.

aller ihrer Glorie finden. Als der König weg war, ging die Aufmerksamkeit des Marquis zuerst auf die Bibliothek, und in dieser auf die prächtigen Ausgaben der Kirchenväter. Was fand er? Alle diese prächtigen Bände enthielten — bloß leeres Papier. — *

*

Der Marquis fing schon während des siebenjährigen Krieges an, sich um die Verdienste der Deutschen in den Wissenschaften und in den Künsten mehr zu bekümmern. Er fragte jedermann darum, ließ sich Auszüge aus einigen Büchern machen, und hat auch in seinen letztern Schriften vielfältig von den Deutschen mit größter Hochachtung gesprochen. Ebenso sprach er von ihnen mit dem Könige, mit dem er gewöhnlich alles abhandelte, was er unter Händen hatte. Er und der Oberste Quintus Icilius waren eigentlich die ersten, welche den König aufmerksam machten, daß seit 1740 eine vorteilhafte Revolution in der deutschen Litteratur vorgegangen sei.

Der Marquis war leicht enthusiastisch, und so ward er es auch für die deutsche Nation. Besonders als im Jahre 1766 eine Menge Franzosen als Accisebeamten ins Land kamen und noch eine größere Menge, worunter freilich zum Teil Abenteurer und schlechte Leute waren, hinzu liefen, in der Meinung, bei uns ihr Glück zu machen: ärgerte der alte Marquis sich dermaßen darüber,[1] daß er gar nicht mehr ein Franzose heißen wollte. Er demonstrierte uns, daß er wohl nun für einen Deutschen gelten könnte, da er länger als zwanzig Jahr in Deutschland wohne. Man kann leicht denken, daß ihm Recht gegeben ward.

Einstmals erzählte er mir, daß einer von den jungen hergelaufenen Franzosen ihn mit der Bitte angegangen habe, ihm als Landsmann durch seine Empfehlung einen Posten zu

[1] Er brauchte harte Worte von Helvetius, welcher eigentlich bei seiner Anwesenheit in Berlin dem Könige diesen Rat gegeben hatte. Es kam noch hinzu, daß er gerade zu der Zeit, als die französische Acciseeinrichtung bei uns gemacht ward, von seiner zweiten Reise aus der Provence zurückkehrte. Die Franzosen waren damals äußerst verhaßt, daher fand er sogar in allen Posthäusern saure Gesichter und kalte Aufnahme. An einigen Orten, wo man ihn kannte und sonst liebevoll begegnet hatte, ward er mit höhnischen Bemerkungen empfangen, weil man sich wegen seiner Reise nach Frankreich einbildete, er sei der Urheber der damaligen Neuerungen. Dies machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn, der nie ganz ausgelöscht wurde.

verschaffen. Er setzte voll Zorn hinzu: „Ich habe den Kerl zum T.. geschickt! Ich? des Kerls Landsmann? Ich! der ich die Ehre habe, ein Deutscher zu sein!" —*

*

Um diesem guten Manne, den ich immer mehr liebte und schätzte, je mehr ich ihn kennen lernte, ein Vergnügen zu machen, fiel mir ein, eine deutsche Übersetzung seiner jüdischen Briefe zu veranstalten. Ich that ihm dies kund, und er hatte, was ich gar nicht erwarten konnte, eine ganz unglaubliche Freude darüber. Er war damals gerade in seinem größten Eifer für die deutsche Nation, und schätzte es sich zur Ehre, vor derselben noch in seinem Alter mit einem Werke zu erscheinen, welches er mit Recht für sein bestes hielt.[1] Er bestand darauf, vor der Übersetzung das Original noch ganz durchzusehen, zu verbessern und zu vermehren. Daher ist in der deutschen Übersetzung vieles enthalten, was man in allen gedruckten französischen Ausgaben nicht findet. Ich besitze noch das von des Verfassers Hand verbesserte und vermehrte französische Exemplar.

Unter anderen Nachrichten, die er sich von verschiedenen Personen aus dem neuern Zustande der deutschen Nation hatte erzählen lassen, war auch, daß Bodmer und Breitinger große Verdienste um die Verbesserung des guten Geschmacks in Deutschland gehabt hätten. Der Marquis war ein Franzose: die Worte Suisse und bon gout schienen ihm beim ersten Anblicke widersprechend zu sein,[2] und er fiel ins Persiflieren. Aber er war auch ein billiger und lehrbegieriger Mann, der sich im Ernste unterrichten wollte. Er hörte also die an, welche ihm die Beschaffenheit der Werke dieser verdienten Männer erklärten, und erhielt sogar einige Auszüge daraus. Nach seiner Gutherzigkeit: denjenigen, denen er glaubte unrecht gethan zu haben, es möglichst wieder gut zu machen, rühmte er nun die schweizerischen deutschen Schriftsteller bei allen Gelegenheiten, auch gegen den König. Dessen Beifall erhielt er leicht dabei; denn der König, zur allgemeinen Über=

[1] Als er dies Buch im Jahre 1735 in Holland schrieb, war ihm der dortige feuchtkalte Winter sehr beschwerlich, und der Geruch des Torfes unerträglich. Er brachte daher, um warm zu sein, ob er gleich völlig gesund war, den ganzen Winter meist im Bette zu, und so schrieb er den größten Teil dieser jüdischen Briefe. Er blieb völlig gesund dabei, ob er gleich im Essen und Trinken eben nicht die strengste Diät beobachtete.

[2] Poetes Suisses. L'accouplément seul de ces mots fait rire, sagt Mercier im Bonnet de Nuit.

sicht in allen Dingen so sehr gewöhnt, pflegte auch über die Nationen im allgemeinen leicht abzusprechen, und da hatte er z. B. die Meinung: Die Schweizer wären philosophische Köpfe, und es werde bei den Deutschen mehr durch philosophisches Raisonnement als durch Witz ausgerichtet.

Eines Tages ließ mich der Marquis gegen Abend zu einer ungewöhnlichen Zeit bitten, sogleich zu ihm zu kommen. Als ich erschien, nahm er mich mit ziemlich ängstlicher Miene bei der Hand und sagte: Er komme unvermutet in eine große Verlegenheit, die er mir unverzüglich entdecken müßte. „Ich finde," sagte er, „bei Durchsicht der jüdischen Briefe zwei Briefe, worin ich auf eine unanständige Art über die Schweizer gespottet habe. Ich war damals ein junger Mensch, der die schweizerische Nation nicht genug kannte: ich witzelte also über dieselbe, und Sie wissen, in Frankreich wird ein witziger Einfall weiter nicht untersucht. Aber wie soll ich mit diesen Briefen vor der ernsthaften deutschen Nation erscheinen, vor einer Nation, welche den Schweizern so viel zu danken hat? — Man wird mich verabscheuen!" setzte er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit hinzu. Ich sagte ihm ganz ruhig, es würde wohl so arg nicht sein; wenn er aber doch glaubte, den Schweizern unrecht gethan zu haben, so wäre nichts natürlicher, als in der deutschen Übersetzung diese beiden Briefe wegzulassen. Er fuhr fort: „Das war es eben, was ich wünschte, aber ich traute mich nicht es Ihnen vorzuschlagen. Sie verlieren zu viel dabei; denn man wird sagen, Ihre deutsche Ausgabe sei verstümmelt." Ich konnte ihm freilich nicht geradezu sagen, daß ich so sehr viel dabei eben nicht verlieren würde, sondern wendete die Sache nur so, daß ich sagte: Er möchte deshalb ganz unbekümmert sein, ich würde ihm dies kleine Opfer sehr gern bringen, zumal da die deutsche Ausgabe durch die vielen Vermehrungen schon große Vorzüge hätte. Er drückte mir sehr treuherzig die Hand und sagte: „Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen; denn ich traute mich nicht, zu hoffen, daß Sie so gefällig sein würden. Aber Sie sollen doch nichts dabei verlieren. Wissen Sie was? Ich werde zwei andere Briefe machen, darin werde ich die Schweizer loben."

Die deutsche Übersetzung der jüdischen Briefe, welche ich, wie gedacht, nur veranstaltete, um dem Marquis ein Vergnügen zu machen, hatte nachher eine Wirkung, die ich wohl nicht voraussehen konnte. Sie erregte in den deutschen katholischen Ländern, besonders in Bayern und Österreich (in welchem letztern Lande damals noch alle einigermaßen freimütige deutsche

Bücher verboten und folglich unbekannt waren), viel Sensation. Sie wurde häufig gelesen und half daselbst den ersten Samen freimütiger Denkungsart ausstreuen. Es erwachten dadurch, wie ich aus sehr zuverlässigen Nachrichten weiß, nicht wenige Leute zuerst aus der dumpfen Bigotterie, worin damals diese Länder versunken waren, und welche die Jesuiten durch den abscheulichen Unterricht der Jugend in ihren Schulen und durch eine Menge vermittelst des Beichtstuhls für Frömmigkeit ausgegebener Pfaffereien bis dahin so kräftig zu unterhalten wußten. Noch bis jetzt wird die Übersetzung nach dem katholischen Deutschland verlangt. Das Verdienst eines freimütigen Schriftstellers steigt sehr oft im Verhältnisse der mangelhaften Begriffe seiner Leser. Den deutschen Protestanten konnten freilich die jüdischen Briefe nicht viel neues sagen. —*

*

Mein verewigter Freund Moses Mendelssohn ward mit dem Marquis, durch mich, ungefähr im Jahre 1760 bekannt und gewann ihn wegen seiner Gutherzigkeit und Naivetät sehr lieb. Der Marquis schätzte von seiner Seite den vortrefflichen Moses außerordentlich, und sie hatten zuweilen interessante Gespräche, auch wohl über philosophische Gegenstände.

Es war in Berlin ein gelehrter Jude und Freund Moses Mendelsohns, Raphael. Er trieb keinen Handel, sondern lebte bloß als Sprachmeister, da er der französischen, italienischen und englischen Sprache sehr kundig war. Durch öftere freimütige Reden wider mancherlei jüdischen Aberglauben zog er sich das Mißfallen der Rabbiner und Judenältesten zu, welche gegen Ende des siebenjährigen Krieges es mit Ernst darauf anlegten, ihn von Berlin zu vertreiben. Um ihm einigen Schutz zu verschaffen, machte ihn Moses mit dem Marquis d'Argens bekannt, der ihn bald sehr lieb gewann, sich von ihm im Hebräischen unterweisen ließ, sich fast täglich mit ihm von Litteratur, besonders von der deutschen, unterhielt und ihn gewöhnlich seinen Engel Raphael nannte. Dies war genug, daß die Judenältesten vor der Hand sich nicht getrauten ihn anzutasten.

In den Unterredungen mit Raphael kam der Marquis auch auf die Toleranz. Er bezeugte sein Erstaunen, daß in den Staaten Friedrichs des Großen noch Intoleranz herrsche. Er glaubte, die Judenältesten hätten nur die Abwesenheit des Königs mißbrauchen wollen, um den guten Raphael aus Berlin zu vertreiben. Er wunderte sich aber nicht wenig, zu hören,

daß die Judenältesten durch die Gesetze nicht allein berechtigt, sondern auch sogar verpflichtet sind, jeden Juden, der nicht entweder ein Schutzprivilegium hat, oder im Dienste eines Schutzjuden ist, ohne weitere Rechtsform, in der ersten Stunde, wo der Polizei die Anzeige geschiehet, durch dieselbe aus der Stadt bringen zu lassen.[1]

Der Marquis konnte immer noch nicht begreifen, daß dies Gesetz ohne allen Unterschied angewendet würde; er fragte endlich: „Aber unser lieber Moses ist doch wohl nicht in dem Fall?“ Raphael antwortete: „Allerdings! er wird hier bloß geduldet, weil er in Diensten der Witwe Bernhard ist. Wenn diese ihn heute aus ihrem Dienste entläßt, und er keinen andern Schutzjuden finden kann, welcher ihn in seinen Dienst nehmen will, so muß er, wenn die Judenältesten es noch heute der Polizei anzeigen und seine Wegschaffung verlangen, noch heute die Stadt verlassen. Der Marquis war darüber außer sich. Der edle Mann konnte den Gedanken nicht ertragen: daß ein Philosoph, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr sein sollte, sich auf so niedrige Art behandelt zu sehen. Er wollte es eher nicht glauben, bis es ihm Moses selbst bekräftigte, welcher in dem ihm eigenen edlen ruhigen Tone hinzusetzte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton,[2] daß der Weise verpflichtet ist, zu sterben, wenn es die Gesetze des Staats fordern. Ich muß also die Gesetze des Staats, worin ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich bloß austreiben, im Fall mich, in Ermangelung eines andern Schutzjuden, auch nicht einer von den Trödeljuden in der Reezengasse für seinen Diener erklären will.“

Den Marquis frappierte diese Lage der Sache aufs äußerste; und er war so sehr davon gerührt, daß er noch während des siebenjährigen Krieges deshalb an den König schreiben wollte. Er ward mit einiger Mühe davon abgehalten, weil man voraus sah, daß dies nicht die rechte Zeit sein würde.

Nach wiederhergestelltem Frieden dachte der Marquis selbst wieder daran, und verlangte, daß Moses Mendelssohn eine

[1] In jeder andern Stadt, wo der Jude kein Schutzprivilegium hat, geschieht eben dieses, und so wird jeder fremde Jude endlich bis an die Grenze des Landes gebracht. Der Sinn des Gesetzes ist, daß der Jude an den Ort seiner Geburt zurückkehren soll, wo er den Schutz hat. Raphael pflegte zu sagen: „Ich bin in einem Dörfchen in Polen geboren, das abgebrannt ist. Also habe ich keinen Geburtsort.“

[2] S. Platons Phädon, oder auch Moses' Phädon.

Bittschrifft aufsetzen möchte, die er selbst übergeben wollte, ob er gleich sonst nie sich damit abgab, Bittschriften zu übergeben. Moses wollte sich erst nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ein ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Ursachen hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl zu dulden: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“ Indessen stellten Moses Mendelssohns Freunde ihm vor, daß er ein Hausvater sei, und für das Wohl seiner Familie diesen Schritt thun müsse. Er ließ sich endlich überreden. Ich vermute, es werde den Lesern nicht unangenehm sein, diese Bittschrift wörtlich hier zu lesen:

„Ich habe von meiner Kindheit an beständig in Ewr. Majestät Staaten gelebt, und wünsche, mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber ein Ausländer bin, und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst, zu bitten:

Ew. Königl. Majestät wollen allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allerhöchsten Schutz nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen,

in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Maj. Protektion vorzüglicher Weise zu erfreuen haben.“

Der Marquis übergab diese Bittschrift selbst dem Könige im April 1763; aber Moses bekam keine Antwort. Wir waren alle darüber betroffen; und ich gestehe, der sonst so sanfte Moses war hierüber ziemlich empfindlich, und machte uns, die wir ihn dahin gebracht hatten, wider seinen Willen den Schritt zu thun, gewissermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb so einige Monate, weil der Marquis voraussetzte, die Bitte sei gewährt worden, und weil Moses auf keine Weise weiter einen Schritt thun, oder auch nur an den Marquis, der in Potsdam wohnte, etwas darüber wollte gelangen lassen. Im Julius 1763 sprach der Marquis von ungefähr mit einem von Moses Freunden, und von dessen erhaltenem Schutzprivilegium. Dieser sagte mit Achselzucken: der König habe auf die Bittschrift nicht einmal geantwortet. Der Marquis wollte dies erst gar nicht glauben; da es ihm aber auch von andern bekräftigt ward, so geriet er in großen Zorn, und rief mit seiner gewöhnlichen Lebhaftig-

keit aus: „Nein das ist zu arg! Da erkenne ich ihn gar nicht! Wenn's aber so ist, so soll er mir es nicht umsonst gethan haben!"

Als der Marquis denselben Abend zum Könige kam, fing er schon beim Eintritt ins Zimmer an zu schelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeugte ihm sein Befremden. „Ach!" rief der Marquis aus, „Sire, Sie sind doch sonst gewohnt Wort zu halten. Sie wissen, daß ich so sehr selten etwas von Ihnen bitte. Nun habe ich einmal etwas von Ihnen gebeten, nicht für mich, sondern für den rechtschaffensten würdigsten Mann. Sie versprachen auch, es zu gewähren, und nachher thun Sie es doch nicht. Nein! das ist zu arg! darüber muß ich wohl unzufrieden sein."

Der König versicherte, Moses habe das Schutzprivilegium erhalten. Der Marquis aber versicherte, Moses habe auf seine Bittschrift keine Antwort bekommen. Endlich zeigte sich, daß ein bloßes Mißverständnis bei der Sache war. Der König sagte, die Bittschrift müsse durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen sein.[1] Moses solle nur noch eine Bittschrift übergeben, sodann wolle er das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut, Sire!" sagte der Marquis, „ich werde Ihnen selbst eine Bittschrift machen. Aber verlieren Sie sie nicht wieder." Moses schrieb also auf wiederholtes Verlangen des Marquis unterm 19. Julius seine Bittschrift nochmals ab, und der Marquis fügte unter seinem eigenen Namen folgendes hinzu:

„Un Philosophe mauvais catholique, supplie un philosophe mauvais protestant, de donner le privilège à un philosophe mauvais juif. Il y a dans tout ceci trop de philosophie, pour que la raison ne soit pas du coté[2] de la demande."

Darauf erhielt Moses unterm 16. Oktbr. das Privilegium. Die Chargenkasse verlangte von ihm verordnungsmäßig tausend

---

[1] Der König pflegte, wenn er mit jemand von Geschäften zu sprechen hatte, denselben früh morgens oder des Vormittags zu sprechen. Mit denjenigen Leuten, die er des Abends kommen ließ, unterhielt er sich bloß zu seiner Erholung, und alsdann dachte er nicht an Geschäfte. Da ihm der Marquis die Bittschrift des Abends gegeben hatte, so hatte vermutlich der König des andern Morgens sich nicht mehr daran erinnert, und sie war daher wohl unter andern Papieren verworfen und also ganz vergessen worden.

[2] Ein nicht sehr katholischer Philosoph bittet einen nicht sehr protestantischen Philosophen, einem nicht sehr jüdischen Philosophen das Schutzprivilegium zu geben. Es ist so viel Philosophie dabei, daß es die Vernunft gewiß billigt.

Reichsthaler Gebühren. Diese erließ ihm der König auch im folgenden Jahre 1764.

Im Jahre 1779 supplizierte Moses, aus Liebe für seine Kinder, beim Könige unmittelbar:

„Sein Privilegium auf seine Nachkommen beiderlei Geschlechts auszudehnen, nach Inhalt der General-Schutz-Privilegien."

Dies schlug ihm der König ab.[1] Aber König Friedrich Wilhelm II. erteilte es, auf Ansuchen der Witwe des Philosophen, im Jahre 1787. — *

*

Der Marquis war einige sechzig Jahre alt, seine Kränklichkeit nahm zu, das kalte nördliche Klima ward ihm immer beschwerlicher: er wünschte sein liebes Vaterland die Provence wiederzusehen, besonders auch um seine Gemahlin in solche Lage zu setzen, daß sie nach seinem Tode mit Anstand leben könnte. Es kam hinzu, daß der König auch älter ward, und nicht selten etwas wunderlich war. Er söhnte sich zwar allemal bald wieder mit dem Marquis aus. Dieser war doch aber bei zunehmendem Alter über manche Vorfälle empfindlicher als in jüngern Jahren, wo er alles bloß von der lustigen Seite angesehen hatte. Es ward ihm beschwerlich, abends zur gesetzten Stunde dem König aufwarten und mit ihm speisen zu müssen, wenn er lieber seiner Gesundheit und Bequemlichkeit gelebt hätte; kurz, er war des Hoflebens satt, und sehnte sich nach Ruhe. Ich erinnere mich einer interessanten Unterredung hierüber, in welcher er mir einen Teil der Begebenheiten seiner jugendlichen und männlichen Jahre mit der gutmütigen Beredsamkeit eines alten Mannes erzählte, der auf sein beinahe zu Ende gehendes Leben zurückdenkt. Er schilderte besonders mit lebhaften Farben das wenige wahre Gute, und die großen Beschwerlichkeiten des Hoflebens, welches er seit dreißig Jahren genug hatte kennen lernen. Er sagte endlich: „Der Umgang mit den Großen hat etwas mit der Natur der Sünde gemein. Anfänglich scheint er sehr angenehm, aber wenn die erste Annehmlichkeit vorüber ist, macht er sehr unruhig." Er fing schon im Jahre 1768 verschiedenemal an mit dem König davon zu sprechen, daß er wohl auf ein Jahr eine Reise nach Frankreich machen möchte; der König wollte aber

[1] Die verschiedenen, dies Privilegium betreffenden Umstände habe ich aus öffentlichen Akten gezogen; ausgenommen die Bittschrift des Marquis d'Argens, die der Kabinettsordre vom 24. Oktbr. 1763 nicht beigelegt ist.

nichts davon hören, weil er befürchtete, der Marquis möchte nicht zurückkommen. Endlich schrieb er einigemal an den König, und bat um Urlaub zu dieser Reise. Aber er bekam niemals schriftliche Antwort. Der König suchte es ihm mündlich auszureden, und sagte ihm mehrmals: „Er könne ihn nicht von sich lassen.“

Nachdem der Marquis deshalb lange mit dem König unzufrieden gewesen war, und nicht wußte, wie er auf gute Art zu seinem Zwecke gelangen sollte: so fiel ihm, der selbst in allen Stücken so billig dachte, plötzlich ein, der König könnte doch wohl eine hinlängliche Ursache haben, ihn zurückzuhalten. Er erinnerte sich, daß er eine ansehnliche Sammlung der vertrauten Briefe des Königs besaß, und glaubte, dies sei die Ursache, warum ihn dieser nicht von sich lassen wolle. Sogleich holte er sie hervor, las sie sämtlich nochmals durch, und legte sie mit größter Sorgfalt jahrweise in chronologische Ordnung. Er brachte mit dieser Arbeit einige Wochen zu, in welcher Zeit er nicht aus dem Zimmer ging. Als er alles in Ordnung hatte, schrieb er an den König:

> „Er habe bisher noch ein schätzbares Pfand des Vertrauens, dessen ihn der König gewürdigt habe, besessen. Er wolle es hiermit dem Könige wieder zustellen, weil es sich nicht ziemen würde, dasselbe mit sich in ein fremdes Land zu nehmen. Durch seine beständige Kränklichkeit sei er außer stand gesetzt; dem König ferner nützlich zu sein, und er sei überzeugt, dieselbe werde nur in einem gelindern Klima erträglicher werden. Er bitte daher den König um seinen Abschied, danke Ihm für die viele genossene Gnade, und versichere, daß Ihm sein Herz dafür ewig ergeben bleiben würde.“

Diesem Briefe war das Paket aller Briefe des Königs versiegelt beigefügt. Dem Könige traten Thränen in die Augen, als er diesen Brief las. Er rief aus: „Wie? Denkt der alte Mann, ich werde nicht Geld genug haben, ihm, so lange er lebt, seine Pension zu zahlen!“ Er schrieb einen rührenden Brief an den Marquis, worin er ihm Urlaub zur Reise, aber nicht den Abschied erteilte. Er bat ihn, seine Gesundheit möglichst zu pflegen, und setzte hinzu, wenn er wieder zu ihm kommen könne und wolle, so würde es ihm eine wahre Freude sein. Zugleich sendete er ihm das Paket der Briefe unentsiegelt zurück, und versicherte dem Marquis, daß er noch sein ganzes Vertrauen habe, und daß er daher diese Briefe nicht zurücknehmen könne und wolle.

Der Marquis reisete im Jahre 1769 nach Frankreich. Der König war so gerührt, daß er ihn nicht wollte persönlich Abschied nehmen lassen, sondern es schriftlich that. Der Marquis dachte so delikat, daß er die Briefe des Königs, ungeachtet der König sie ihm nochmals wiedergegeben hatte, nicht mit sich nehmen wollte, sondern sie jemand in Verwahrung gab. Wenn man dieses so redliche und vorsichtige Verfahren des Marquis gegen das Betragen Voltaires hält, so fällt nur allzusehr in die Augen, wer von beiden den König wahrhaftig geliebt habe, und welcher wirklich dankbar gewesen sei.

D'Argens lebte in Frankreich etwas über ein Jahr, meistens zu Eguilles, eine kleine Meile von Aix. Den Winter zu Ende 1770 wollte er bei seiner zweiten Schwester, der Baronesse de la Garde, auf einem Gute nahe bei Toulon zubringen. Es stieß ihm aber bald ein Fieber zu. Er ward deswegen nach Toulon gebracht, wo er aber im Anfange des Jahres 1771, wie man glaubt, aus Ungeschicklichkeit des Arztes, starb.

Der Marquis war ein Mann von ansehnlicher Länge und wohl gewachsen. Er hatte eine offene Physiognomie, welche Jovialität, Gutmütigkeit und große Lebhaftigkeit verriet. Sein Großvater, der Marquis de Boyer, war ein großer Kenner der schönen Künste. In seinem Hause wohnten beständig Baumeister, Maler, Bildhauer und Musiker. Er hatte auch einige von diesen Künstlern beständig im Gehalt, wovon im Familienpalaste zu Aix noch jetzt Denkmäler zu finden sind. Diese erweckten bei seinem ältesten Enkel die Liebe zu den Künsten. Er gab daher auch gern guten Künstlern in seinem Hause zu Potsdam Zutritt, und empfahl sie dem Könige so viel er konnte. Auch waren die meisten Stunden des Tages in seinem Hause, neben der Lektüre, der Malerei und Musik gewidmet. Seine Gemahlin übte beide Künste auf eine vorzügliche Weise, so wie auch seine Tochter. Er las gern seinen Hausgenossen vor, und begleitete diese Lektüre mit mündlichen Anmerkungen. Wenn er während des letztern Winters, den er in Potsdam zubrachte, abends beim Könige speisen sollte, so aß er des Mittags nichts als eine Suppe, weil ihm zwei Mahlzeiten des Tages beschwerlich fielen. Während seine Hausgenossen dann zu Mittag aßen, las er ihnen Plutarchs Leben großer Männer in Daciers Übersetzung vor, um ihnen Vergnügen zu machen. Er ward in seiner ganzen Familie wie ein Patriarch verehrt, und wie ein Vater geliebt; und er verdiente beides. Er selbst liebte den König bis zu seinem letzten Atem-

zuge. So sehr es ihm in der Provence gefiel, so dachte er doch immer nach Potsdam und an den König mit wahrer Zärtlichkeit und Sehnsucht, und war wirklich willens zurückzukommen, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte. Der König liebte ihn ebenfalls, und sendete nach seinem Tode der Witwe eine ansehnliche Summe, um ihm in seinem Vaterlande ein Denkmal von Bildhauerarbeit errichten zu lassen.

— *

*

Im Jahre 1785 sprach der König mit einem sehr verdienten Manne, von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden soll, erzogen werden müsse. Unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse seine Macht recht zu gebrauchen, aber eben so sehr, sie nicht zu mißbrauchen. Er setzte hinzu: „Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsächlich: Religion und Liebe!“ — Dies ist meines Erachtens einer der erhabensten und wahrsten Gedanken, welche je ein Regent eines großen Reichs gedacht oder gesagt hat. — *

*

Im Anfange des Aprils 1786, als der König schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich an dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache stehen, immer noch das Gewehr scharf beim Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran, und sagte mit gütigem Tone: „Geht ihr immer nur auf und nieder. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so sitzen kann.“

— *

*

Ich besitze handschriftlich des sel. Professor Sulzers Leben, im Oktober 1778 von ihm selbst aufgesetzt. Er erzählt darin unter andern das Wesentliche einer Unterredung mit dem Könige, der ihn d. 31. Dez. 1777 in Berlin zu sich rufen ließ. Sie scheint mir merkwürdig genug, um sie meinen Lesern in des sel. Sulzers eignen Worten mitzuteilen.

„Nachher sprach der König viel über das Epikurische System

der Philosophie, dem er nicht unabgeneigt schien.[1] Er kam darauf auf die heutigen Philosophen in Frankreich, von denen er ungeachtet seiner Verbindung mit d'Alembert keine große Vorstellung zu haben schien. Er sagte unter andern: daß diese Leute die Menschen reformieren wollten, die sie doch gewiß nicht kennten; daß sie von dem kleinen sehr eingeschränkten Zirkel ihrer Bekanntschaft auf die Menschen überhaupt Schlüsse machten, die notwendig sehr einseitig sein müßten; u. s. w."

„Nach mancherlei die Philosophie betreffenden Materien kam die Unterredung auch auf die Religion. Als Se. Maj. unter andern sagten: daß man in dem Unsinn so weit gegangen, d'admettre un Dieu qui en a fait un second, et que ces deux ensemble en ont produit un troisième[2] u. s. w. nahm ich mir die Freiheit zu sagen: daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da Se. Maj. in der Religion unterrichtet worden, gehabt u. s. w. Unter andern sagte ich auch, daß der Propst Spalding ein eigenes mit großem Beifalle aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche, und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf, als bloß politisch betrachtet, demzufolge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und

[1] Es ist bekannt, daß der König seine Neigung zu den philosophischen Grundsätzen des Epikur aus dem fleißigen Lesen des Lukrez geschöpft hatte. Auch d'Argens, der von einigen dieser Ideen ausging, hatte einigermaßen ihn darin befestigt. Aber ich glaube, selbst die erste Erziehung des Königs, und die partikularistischen theologischen Prinzipien, die man ihm in seiner Jugend einflößte, und von denen er nachher zurückkam, hatten Teil daran. Vielleicht kann ich das einmal künftig mehr ausführen. Dieser außerordentliche Mann las in dem so sorgenvollen Feldzuge 1761, zu seiner Erholung, des Bernier abregé de la philosophie de Gassendi, welches doch aus acht Bänden besteht, dachte darüber viel nach, und korrespondierte mit seinem Freunde d'Argens über die epikurischen, philosophischen Sätze. Er schreibt scherzhaft an denselben über diese weitläuftige philosophische Lektüre: „Je me suis pressé de finir, de crainte que ce Laudon, qui n'est assurément pas philosophe, n'interrompit grossièrement mes études!" Welch ein großer Mann war es, der in solcher Lage sich so beschäftigen konnte!

[2] einen Gott anzunehmen, der einen zweiten macht und daß diese beiden zusammen einen dritten geschaffen haben.

zu Befolgung derselben vermahnen sollten, edel genug sei u. s. w. Worauf der König sagte: Cela est très bien, et je suis le premier à respecter cela.[1] Se. Majestät setzten hinzu: die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Berufe sei eben so ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souveränen schmeichelte, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden wären."

„Hier sagte der König etwas, das mich sehr rührte, und das ich deswegen für merkwürdig genug halte, von Wort zu Wort hier anzuführen: Voyez-vous, sagte er in einem sehr ernsthaften und nachdrücklichen Tone, si je réussirais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais operé que sur une très petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infinement petite de l'Univers. Comment oserais-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers?[2] Ich denke, daß wenig Könige eines solchen Gedankens fähig sind.

„Der Herr von Catt sagte mir hernach, daß er den König in langer Zeit nicht so aufgeräumt gesehen habe. In der That war er in einem hohen Grad herablassend und höchst aufgeräumt; erzählte gelegentlich allerhand Anekdoten, insonderheit von dem verstorbenen Baron von Pöllnitz und seinen Religionsänderungen, wobei Se. Maj. sich herabließen, seine Heucheleien durch Ton und Gebärden auf das lebhafteste nachzuahmen. Er sprach überhaupt mit großer Verachtung von diesem Manne."

„Nach dieser Audienz zu urteilen, würde ich das Urteil von ganzem Herzen unterschreiben, das Voltaire ehedem vom Könige gegen jemanden äußerte: que le Roi de Prusse étoit le plus poli et le plus spirituel de tous les hommes."[3] Ich glaube auch überhaupt, nachdem ich alle Aufmerksamkeit auf jedes Wort, jeden Ton und jede Gebärde dieses gewiß außerordentlichen Fürsten verwendet, bemerkt zu haben, daß die Anlage seines Charakters in Ansehung des Geistes und Herzens ganz vortrefflich sei, und daß dasjenige, was etwa an ihm auszusetzen wäre, wirklich zufällige und vorübergehende Unvollkommenheiten sind."

*

[1] Das ist sehr gut, und ich bin der erste, dieses zu respektieren.

[2] Wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, so würde ich nur auf einen sehr kleinen Teil dieser Erdkugel gewirkt haben, die nur ein unendlich kleiner Teil des Weltalls ist. Wie könnte ich denn mich unterstehen, mich dem Wesen zu vergleichen, welches dieses unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält?

[3] Daß der König von Preußen der höflichste und geistvollste Mann sei.

Das, was der König zu Sulzern darüber sagte, daß man den Königen schmeichle, sie wären Ebenbilder Gottes auf Erden, erinnert mich an einen lustigen Einfall des Königs darüber. Als einmal an der Königl. Tafel auch hievon mit d'Argens die Rede war, sagte der König: „On parle tant de ce, que nous autres Rois sont l'Image de Dieu sur la terre. Sur ce je me suis regardé dans le miroir, et j'ai dit: Tant pis pour Dieu si je lui ressemble.[1] Man sehe hierüber auch des Königs Gedanken in einem Briefe an d'Alembert in den Oeuvres posthumes de Fr. II. T. XIII. S. 19 und d'Alemberts Antwort im T. XV. S. 230.

d'Argens.

*

Als der König im Dezember 1740 plötzlich in Schlesien einrückte, konnten die weit entlegenen Regimenter erst im folgenden Frühlinge zur Armee kommen. Die beiden Kavallerieregimenter Geßler und Buddenbrock langten in den ersten Tagen des Aprils zu Ohlau an, bis wohin nur die ihnen vom Könige vorgeschriebene Marschroute ging. Weil sie keine weitere Ordre daselbst antrafen, so wurden zwei Offiziere: vom Regiment v. Geßler der Lieutenant v. Korf, und vom Regiment Buddenbrock der Lieutenant Schach v. Wittenau[2] deshalb zum Könige geschickt. Der König gab Ordre, daß die Regimenter über Rosenhain, Hennersdorf u. s. w. zu ihm marschieren sollten. Unterdessen rückten die Feinde von Neisse über Grotkau schon so schnell zwischen des Königs Armee und Ohlau, daß, als diese Offiziere zu ihren Regimentern reiten wollten, sie nicht mehr durchkommen konnten. Sie kehrten also zum Könige zurück und mußten bei Oppeln über die Oder gehen, so daß sie einen Umweg von sieben Meilen zu nehmen hatten, um nach Ohlau zurück zu gelangen, wo sie den 8. April ankamen. Die beiden Regimenter marschierten also den 9. früh aus Ohlau und kamen mittags nach Hennersdorf (einem

[1] Man spricht so viel davon, daß wir Könige das Ebenbild Gottes auf Erden wären. Darauf habe ich mich im Spiegel besehen, und mußte sagen: Desto schlimmer für Gott, wenn ich ihm gleiche.

[2] Indem der König diesem Offiziere die Disposition des Marsches in die Schreibtafel diktierte, schlug dieser jedesmal, sobald er ein paar Zeilen geschrieben hatte, ein paar Seiten über, kehrte die Schreibtafel um, und schrieb dann weiter. Der König bemerkte es, und fragte, warum er das thue? — „Damit, wenn ich," antwortete er, „gefangen werden sollte, der Feind nicht die Ordre verstehen kann." — Der König lobte sehr diese Vorsicht.

großen Dorfe, das über eine halbe Viertelmeile lang ist, dergleichen lange Dörfer es in Schlesien mehrere giebt), wo sie sich einquartierten. Es war eben Osterfest. Die protestantischen Einwohner dieses Dorfs nahmen die Preußen gut auf, und diese ließen sich's wohl sein. Diese Truppen waren noch nicht im Kriege gewesen. Es ward also keine von den gewöhnlichen im Kriege gebräuchlichen Vorsichten genommen; man stellte nicht einmal Feldwachen aus und dachte nicht daran, ob der Feind nahe oder fern sei. Plötzlich kam ein Krämer, der ins Lager bei Brieg[1] hatte reisen wollen, mit großem Geschrei und Klagen ins Dorf, daß er von den österreichischen Husaren völlig sei ausgeplündert worden und alle seine Habseligkeiten verloren habe. Man fragte ihn: Wo? und er sagte: Nicht weit hinter dem vor dem Dorfe gelegenen Berge, wo eine große Kolonne marschiere. Man wollte es erst nicht glauben. Indessen ritten doch einige Offiziere aus Neugierde auf den Berg, um zu sehen, was vorginge, und sahen mit Erstaunen, daß dicht unter demselben wenigstens 8000 Mann anrückten. Nun ließ man in der größten Geschwindigkeit satteln, aufsitzen und zusammenrücken, und eilte auf dem Wege, woher man gekommen war, zurück. Die Österreicher waren so nahe und auch so sorglos, daß, als eben die letzten Züge von den Preußen aus dem einen Ende des Dorfs herauszogen, schon die österreichischen Fourierschützen an dem andern Ende ganz ruhig einrückten, um Quartier zu machen, und daß niemand von ihnen daran dachte, die Preußen zu verfolgen, welche, obgleich schnell, doch ganz ungestört gegen Abend wieder in Ohlau ankamen.

In Ohlau blieben die beiden Regimenter bis den 10. mittags, ungewiß welchen Weg sie nehmen sollten, um zu des Königs Armee zu kommen. Um zwei Uhr hörten sie plötzlich ein starkes Feuern sowohl aus dem groben Geschütz als aus dem kleinen Gewehr, und schlossen gleich, daß es von einer Schlacht sei. Sie bedachten sich nicht lange, um wo möglich noch dabei zu sein. Beide Regimenter saßen sogleich auf, nebst zwei Schwadronen von den Schulenburgischen Grenadiers à Cheval und vier Schwadronen von Bayreuth, welche sie in Ohlau vorgefunden hatten, und marschierten aufs eiligste nach der Gegend, wo sie das Schießen hörten, über Frauenhain, jenseits des Laugwitzer Wassers, nach Molwitz zu. Sie hatten

---

[1] Brieg ward damals von dem preußischen General Kleist mit einem kleinen Corps blockiert.

aber von Hennersdorf und Frauenhain ein enges Defilé zu passieren, so daß nur drei oder vier Mann nebeneinander marschieren konnten. Dies hatte eine doppelte Folge: Erstlich ward der Marsch dadurch sehr aufgehalten, so daß der Anfang dieser langen Kolonne erst gegen Abend die Gegend von Kleinjänkwitz erreichen konnte. Zweitens, als diese Truppen von den Österreichern erblickt wurden, so hielten sie dieselben, wegen der sehr großen Länge des Marsches für sehr viel zahlreicher, als sie wirklich waren, und vermutlich für die Avantgarde des Corps des Herzogs von Holstein, der mit sieben Bataillonen und vier Schwadronen zu Strehlen stand. Sie glaubten auf alle Weise, diese so unvermutet erscheinende Kavallerie wäre ein Corps, welches ausdrücklich abgeschickt worden, um ihnen in den Rücken zu kommen. Sie sendeten daher Husaren ab, welche diese sechzehn Schwadronen beim Ausgang des Defilé durch Scharmutzieren aufhielten, und wahrscheinlich erleichterte die unvermutete Erscheinung dieser preußischen Kavallerie den Angriff des Feldmarschalls Schwerin auf den österreichischen rechten Flügel. Die Österreicher zogen sich über das Laugwitzer Wasser (das zwar nur klein ist, aber dessen Ufer sehr morastig sind), geschwinder zurück, als sie sonst würden gethan haben, weil sie befürchteten, daß diese Kavallerie sonst die Brücke bei Laugwitz besetzen, sie im Rücken angreifen und ihnen den Rückzug über dies Wasser ganz abschneiden würde.

So manche wichtige Begebenheiten entstehen aus geringfügigen Ursachen. Es ist offenbar: wenn die österreichischen Husaren nicht den nach Brieg reisenden Krämer geplündert hätten, so würden sie bei ihrer Ankunft in Hennersdorf die beiden preußischen Kavallerieregimenter ganz unvorbereitet angetroffen und sie wahrscheinlich völlig aufgehoben haben. Wären überhaupt diese beiden Kavallerieregimenter nicht von ohngefähr bei Hennersdorf auf die österreichische Kolonne gestoßen und dadurch genötigt worden, wieder nach Ohlau zurück zu marschieren, so hätten sie freilich noch zeitig genug bei der Armee ankommen können, um mit zu attackieren. Vielleicht leisteten sie aber einen größern Dienst, da sie durch diesen Zufall erst gegen das Ende der Schlacht im Rücken des Feindes erschienen, als selbst wenn sie vom Anfange an die Attacke mitgemacht hätten. Ihre Gefangennehmung würde immer ein sehr großer Schaden gewesen sein, und wenn vollends, wie es wahrscheinlich ist, ihre unvermutete Erscheinung im Rücken des Feindes, zum vorteilhaften Ausgange der

Schlacht von Molwitz, wodurch zuerst der Besitz von Schlesien befestigt ward, etwas wesentliches beitrug, so war der geplünderte Krämer, durch dessen Geschrei sie auf die Beine gebracht und nach Ohlau zurückgesprengt wurden, in Rücksicht dieses Geschreies ein sehr wichtiger Mann. — *

*

Es wird vielen unbekannt sein, daß König Friedrich Wilhelm I. ein Liebhaber der Musik nach seiner Art war, daß er einen Kapellmeister und eine Art von Hofkapelle hatte. Er ließ dieselbe oft in seinen Zimmern musizieren, aber nur mit Blaseinstrumenten. Schon unter König Friedrich I. war 1706 die Anordnung gemacht worden, daß das erste Chor Hautboisten von der königl. Leibgarde der damaligen Hofkapelle einverleibt wurde.[1] Sie spielten in allen Konzerten bei Hofe mit; es ward daher dafür gesorgt, daß in diesem Chor immer gute Virtuosen waren. Als König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, so dankte er die ganze Kapelle ab, und behielt nur einen einzigen Musiker, Namens Gottfried Pepusch[2]

---

[1] Durch eine besondere Verordnung, vermöge welcher sie auch von den Märschen dispensiert wurden.

[2] Er war ein Bruder des in England bekannten Komponisten dieses Namens. Unter Friedrich I. stand er schon 1706 in der Hofkapelle bei der ersten Violine. Er verlor seine Stelle nachher wegen Händel mit dem Konzertmeister Volümier, ward aber 1710, durch die Empfehlung der Gemahlin K. Friedrich Wilhelms I. als Kronprinzen, einer Liebhaberin der Musik, wieder in die Kapelle aufgenommen. Er war ein guter Komponist nach damaliger Art, auf verschiedenen Instrumenten, und verfertigte auch die Tanzmusik zu einigen Balletten bei den damaligen Opern, worüber auch die Verdrießlichkeit mit dem Konzertmeister Volümier zuerst entstand. Volümier, von Geburt ein Franzose, hatte als Komponist kein Talent, war aber ein trefflicher Violinspieler und Konzertmeister. Er ging 1713 von Berlin als Konzertmeister nach Dresden. Er hatte eine feine Unterscheidungskraft für die Wahl der Stücke, und die größte Sorgfalt für die Genauigkeit in der Ausführung. Die Instrumentalstücke, welche bei Hofe oder öffentlich sollten aufgeführt werden, ließ er jederzeit vorher von der ganzen Kapelle einigemal probieren. Diejenigen Stücke, die Wirkung thaten, legte er in einem großen Musikschrank in Ordnung, so daß über jedem Fache der Namen des Komponisten mit großen Buchstaben angeschrieben war, von welchem Kompositionen in dem Fache lagen. Diese Stücke wurden von Zeit zu Zeit bei Hofe aufgeführt. Für diejenigen Stücke aber, die nach einigen Proben nicht gefielen, hatte er unten im Schranke einige große Fächer, über welche TRES MAUVAIS geschrieben war. Diese blieben dann liegen und wurden nie aufgeführt. Als nach seinem Tode in Dresden

den er dem ersten Chor der Hautboisten seines großen Regiments zum Kapellmeister vorsetzte. Wenn er in Potsdam war, so hatte er, besonders im Herbst und Winter, des Abends wöchentlich einigemal Musik in seinen Zimmern, die oft einige Stunden dauerte. Er liebte besonders die Händelsche Musik, insonderheit dessen Opern, wovon nur die Arien und Chöre — aber nicht gesungen, sondern auf Oboen gespielt wurden. Seine Lieblingsmusik waren die beiden Opern Alessandro und Siroë von Händel, deren Arien und Chöre mehr als hundertmal vor ihm durchgespielt worden sind. Die Art dieser Aufführung war, daß die Hautboisten und ihr Kapellmeister, mit den gehörigen Pulten und Lichtern, an dem einen Ende eines langen Saales standen, an dessen anderem Ende der König ganz allein saß. Zuweilen geschah es auch wohl (da er ohnedies gegen Abend etwas zu schlummern gewohnt war), daß er (sonderlich wenn er mittags gut gegessen, und nach damaliger Art stark getrunken hatte) während der Musik einschlief. Aber man konnte ihm doch nicht trauen. Denn oft überschlugen die Musiker, wenn sie merkten, daß er die Augen eine Zeitlang geschlossen hatte, einige Arien, um geschwinder fertig zu werden. Ehe sie sichs aber vermuteten, rief er wohl: „Ihr laßt ja was aus!" Ja er rief wohl: „Da fehlt die Arie —" und sang den Anfang des Themas vor. So gut hatte er besonders die Händelschen Opern im Kopf. Wenn er es aber nicht merkte, so pflegten die Musiker den Schlußchor recht stark und vollstimmig zu spielen, daß der König aufwachen mußte. Wenn er dann weiter nichts zu musizieren befahl, so war die Musik geendigt. Dünkte ihm aber beim Aufwachen, die Musik hätte nicht lange genug gedauert, so befahl er wohl, die schon gespielte Oper noch einmal durchzuspielen, und alsdann trauten sie sich nicht recht, etwas auszulassen.

Mehrenteils pflegte der König zu befehlen, welche Oper von Händel oder welche andere Stücke sollten gemacht werden. Wenn dies nicht geschah, so hing die Wahl von dem Kapellmeister Pepusch ab, welcher alsdann auch wohl von seinen eignen Kompositionen etwas aufführte. Dabei war der König immer sehr aufmerksam; und wenn ein Stück neu war, welches

---

seine Musikalien sollten verkauft werden, besah ein polnischer Tonkünstler dieselben und bewunderte aus den angeschriebenen Namen den großen Vorrat von Werken so vieler berühmten Meister. Auch die Überschrift der untersten Fächer hielt er für den Namen eines Musikers, und sagte ganz treuherzig: „Es ist wahr, der Tresmauvais hat doch erschrecklich viel komponiert."

er gleich merkte, so pflegte er sein Urteil darüber zu sagen, ob es ihm gefiele oder nicht.

Bei Gelegenheit einer Geschichte, die in der Tabaksgesellschaft des Königs vorgefallen war, fiel es dem Kapellmeister Pepusch ein, ein Stück von sechs Fagotten zu machen, welche Porco primo, porco secundo etc. überschrieben waren. Der König ward durch diese Musik seines Kapellmeisters sehr überrascht. Er ließ sie oft wiederholen, und hielt sich allemal dabei den Bauch vor Lachen. Dieses Stück, welches im Winter zuerst zum Vorschein gekommen war, war noch im Gange, als der Kronprinz zur Exerzierzeit vor der Revue nach Potsdam kam. Der Kronprinz liebte bekanntlich die Blaseinstrumente nicht, sondern nur die Flöte, und es herrschte bei ihm und seiner Gesellschaft außerdem in der Musik ein feinerer Geschmack; daher wurden an seinem Hofe über dieses Stück mancherlei Glossen gemacht. Er selbst, der bekanntermaßen einen fertigen Witz hatte, zog dieses Stück bei der Tafel mehrmals durch. Einst fügte es sich, daß der alte Kapellmeister Pepusch über den Paradeplatz ging, als der Kronprinz sein Regiment exerzierte. Der Kronprinz ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm mit anscheinender Ernsthaftigkeit: Er habe gehört, daß der Herr Kapellmeister eine schöne neue Musik gemacht habe, er wäre begierig, sie zu hören, und ersuche ihn, sie doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch wollte der Sache ausweichen, und versicherte: Es wäre nur eine Kleinigkeit, nicht würdig von Sr. K. H. gehört zu werden. Der Kronprinz aber versicherte ihn: Er habe wohl gehört, daß es eine gelehrte sechsstimmige Musik sei, und er bäte sich es aus, sie von den Virtuosen, für die sie gemacht worden, zu hören.

Es war denselben Nachmittag beim Kronprinzen eine große Gesellschaft versammelt worden, um das Stück zu hören, und sich über den Komponisten lustig zu machen. Mitten im Saale waren sechs Musikpulte gesetzt, und die Hofleute lachten schon im voraus darüber, daß da würde gegrunzt werden. Pepusch kam endlich mit sieben Hautboisten an. Er legte seine Musik ganz ernsthaft selbst auf die Pulte aus, und als alle sechse belegt waren, sah er, mit einem Notenpapiere in der Hand, im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu, und fragte: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?“ „Es wird noch ein Pult fehlen,“ antwortete Pepusch. „Ich dachte,“ versetzte der Kronprinz lächelnd, „es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik.“ „Ganz recht, Ew. K. Hoheit,“ versetzte Pepusch

„aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen: — Flauto solo!"

Der König erzählte selbst an Quanz diese Geschichte mit Lachen, und setzte hinzu: „Der alte Kerl hatte mich doch angeführt, und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur das Ferkelchen nicht noch darzu vor meinem Vater produzierte!" Agricola.

*

In dem Aufsatze des Fürsten von Ligne, unmittelbar nach der Stelle, wo von einem Teller von Berliner Porzellan die Rede ist, steht folgendes:

„Comme le Roi faisait quelquefois le Roi, et comme il se croyait quelquefois bien magnifique, lorsqu'il prenait une canne et une boète avec quelques vilains diamans, qui courraient un après l'autre, je ne sai pas trop, si ma petite allegorie lui plut infiniment."[1]

Wenn ich die Anwendung dieser Stelle auf das Nächstvorhergehende betrachte, so scheint sie nicht eigentlich dahin zu passen. Ich vermute fast, daß im Originale dazwischen noch etwas anderes, eine andere Allegorie, gestanden hat, die in der mir mitgeteilten Abschrift fehlt, welche überhaupt in vielen Stellen inkorrekt war (wie es gewöhnlich zu geben pflegt, wenn ein so sehr interessanter Aufsatz aus einer Hand in die andere geht und davon eiligst Abschriften aus Abschriften genommen werden); und in der daher viele Worte korrigiert werden mußten.

Aber diese Stelle nur vor sich betrachtet, ist es freilich wahr, daß dieser große König allerdings nicht selten den König machte, und daß er alsdann in großem Maße die persönlichen Eigenschaften besaß, welche zur Repräsentation und zum Imponieren gehören. Auch ist's wahr, was Withof von ihm sagt:

Er, dem Augustus sich und Antonin verpaarten,
War immer königlich, in ungemeinen Arten:
War König auf dem Thron, war König auf dem Ball,
War König in dem Feld' und König überall.

Aber, daß dieser große Mann sich etwas darauf eingebildet, oder es für eine besondere Pracht gehalten hätte, wenn er eine mit Diamanten besetzte Stockkrücke, oder eine mit Dia-

[1] Da der König zuweilen den König spielte, und da er sich zuweilen sehr prächtig vorkam, wenn er ein Rohr und eine Dose mit einigen schlechten Brillanten nahm, die Platz hatten einer hinter dem andern herzulaufen, so weiß ich nicht recht, ob meine kleine Allegorie ihm besonders gefiel.

manten besetzte Tabaksdose in Händen hatte; möchte sich doch wohl kaum behaupten lassen. Er wußte gar zu gut, wie wenig solche Dinge einem Könige wert sind, und dann besonders einem Könige, der keine Schulden und mehr bares Geld hat, als alle andere Kaiser oder Könige in Europa. Außerdem läßt sich nicht wohl sagen, seine Kleinodien wären avec quelques vilains diamans besetzt gewesen, qui courraient l'un après l'autre. Es waren weder wenige noch schlechte Steine, mit denen er seine Dosen besetzen ließ. Er suchte sehr oft selbst die schönsten Steine aus. Auch war es gar nicht der Fall, daß er seine Dosen mit Diamanten allzusparsam hätte besetzen lassen. Wer ihn einigermaßen kannte, wird wissen, daß so philosophisch einfach dieser große Mann auch in manchen Dingen war, und so vieles er sich aus Grundsätzen zu versagen wußte; so liebte er doch, wenn er glänzend sein wollte, es an Glanz nicht fehlen zu lassen. Man hätte eher von ihm sagen mögen, daß er eine allzureiche Besetzung mit Brillanten liebte, als das Gegenteil. Es ist bekannt, daß er sebst der Arbeiten viele bestellte, die ganz mit Steinen, und zum Teil mit ansehnlichen großen Steinen übersäet waren, so daß bei einigen fast der viele Glanz die Wirkung hinderte. Diese Dosen kosteten große Summen. Er hat während seiner 46jährigen Regierung eine große Menge der Dosen, welche er getragen hatte, bei mancherlei Gelegenheiten verschenkt.[1] Dennoch hinterließ er an dreihundert Stück Dosen, welche, wie ich aus ziemlich glaubwürdigen Nachrichten weiß, nebst den übrigen vorhandenen Brillanten und mit Brillanten besetzten Sachen, an 1,750,000 Rthlr., oder an 7,000,000 Livre tournois, geschätzt wurden. Ich weiß wohl, daß der Wert eines Königs nicht, und am wenigsten eines Königs von Preußen, auf Dingen dieser Art beruht; aber wenn doch einmal von kostbaren Nippes die Rede ist, möchte man von einem Könige, der für eine solche Summe an Juwelen, pour ses menus plaisirs (ohne die prächtigen Juwelen des Hauses, ohne das goldene Tischservice 2c. 2c.) besitzt, beinahe eher sagen: qu'il étoit magnifique en cela, als das Gegenteil.

Sehr oft ließ er diese reich mit Brillanten besetzten Tabaksdosen aus dem edlen Beweggrunde machen, um den Künstlern

[1] Die meisten Geschenke, die der König bei verschiedenen Gelegenheiten machte, waren Dosen und Ringe, bis, nach dem siebenjährigen Kriege, die Berlinische Porzellanfabrik zu einer gewissen Vollkommenheit kam. Seit der Zeit bestanden seine meisten Geschenke in prächtigen Porzellanservicen.

und Arbeitern, die sie verfertigen, Nahrung zu geben. Sehr oft, wenn die Unternehmer ihm meldeten, daß sie ihre Arbeiter nicht zu beschäftigen wüßten, machte er dergleichen Bestellungen. Übrigens wollte er mit diesen reichbesetzten Dosen gar nicht Pracht machen, denn alles was Pracht war, hassete er, und beschäftigte sich nicht beständig damit; sondern sie waren eigentlich seine Liebhaberei; das Feuer der Diamanten und die künstliche Arbeit machte ihm Vergnügen. Bekanntlich nahm er sehr viel spanischen Tabak. In seiner einförmigen, einsamen Lebensweise machte es ihm Vergnügen, daß er unter den Dosen wählte, und bald diese bald jene eine Zeitlang brauchte, dann wieder wegsetzte, oder, wenn einige ihm nicht mehr gefielen, sie verschenkte oder umarbeiten ließ. Es war dies ein so unschuldiges kleines Vergnügen, daß es diesem erhabenen Einsiedler wohl zu gönnen war. Wenn er seine kostbaren Dosen in die Hand nahm, so ward der Genuß, den sie ihm gewährten, gewiß dadurch erhöht, zu wissen: daß er seinen Staat nicht in Schulden steckte, um damit Prunk zu treiben, daß er alle jetzt nötigen Ausgaben des Staats schon bestritten, daß für jedes künftige Bedürfnis derselben schon ansehnliche Summen zurückgelegt waren, daß in seinem Kabinette außerdem ein beträchtliches Geld, und sollte es auch bei kleinen Summen gewesen sein, zusammengespart dalag, um bei dringenden Bedürfnissen der Armut, oder bei unvermuteten Unglücksfällen[1] ohne Zeitverlust zu helfen; ehe er sich das Vergnügen erlaubte, ein solches glänzendes Kunstwerk in die Hand zu nehmen, durch dessen Besitz er noch dazu so manchem ehrlichen fleißigen Hausvater Auskommen gegeben hatte.

Wenn er nach Berlin zum Karneval reisete, wo er nach dem siebenjährigen Kriege, des Namens Karneval ungeachtet, den größten Teil seiner Zeit in seinen Zimmern zubrachte, nahm er eine ziemliche Anzahl dieser Dosen in zwei Kasten mit, welche gewöhnlich ein arabisches Kamel oder Dromedar nach Berlin trug.[2]

---

[1] Der König hat sehr große Summen an die Armen gegeben. Es wird glaubwürdig versichert, daß er in den letzten Jahren seiner Regierung in seinem Kabinette immer über 300,000 Rthlr. in seiner Schatulle bereit liegen hatte, um bei den so oft vorkommenden Wasserschäden ohne Zeitverlust zu helfen. Die vielen Niederungen und Moräste, die er durch gezogene Graben und Dämme urbar machte und mit neuen Anbauern besetzte, machten diese Vorsicht nötig, wenn im Frühlinge die zunehmenden Wasserfluten die Dämme zerrissen und die Anlagen überströmten.

[2] Der König hatte zwei solche Tiere von dem Grafen Czernichef er=

So wie der König unter seinen Dosen diejenigen auswählte, die ihm zu der Zeit am besten gefielen, um sie mit nach Berlin zu nehmen, so wählte er auch unter seinen Windspielen, den Gefährten seiner einsamen Stunden.[1] Diejenigen, die sich am besten aufgeführt hatten oder eben am meisten in Gunst waren, wurden zur Karnevalszeit mit nach Berlin genommen. Sie wurden in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, unter der Aufsicht eines von den sogenannten Königl. kleinen Lakaien, der gewöhnlich ihre Wartung und Fütterung besorgte. Man versichert, dieser habe sich allemal in der Kutsche auf den Rücksitz gesetzt, da die Windspiele den Vordersitz einnahmen, habe auch die Hunde anders nicht als per Sie angeredet. Z. B. „Biche, sein Sie doch artig! Alkmene, bellen Sie doch nicht so! — *

*

Die glorreiche Schlacht bei Leuthen, die in der alten und neuen Geschichte ihresgleichen nicht hat, ist weltbekannt; aber nicht so eine doppelte Gefahr, in welche der König geriet, nachdem die Schlacht schon gewonnen war, und wie viel Gegenwart des Geistes er dabei hatte. Die Erzählung davon, welche ich von einem glaubwürdigen Augenzeugen habe, ist ein abermaliger Beweis: wie ruhig sein Geist nach einer vollbrachten so großen That war, deren Erfolg selbst seine Wünsche übersteigen mußte; wie er bis spät in die Nacht seine Vorsorge auf alle Anordnungen ausdehnte, die nötig waren, um diesen großen Sieg zu nutzen; und wie er seine Person weniger, als seine tapfern Truppen schonte.

Die Schlacht fing bekanntlich den 5. Dezember erst mittags um 1 Uhr an und war um 5 Uhr gewonnen, da es schon ganz dunkel war. Nachdem der Feind gänzlich vertrieben war, stellte sich die Armee im Dunkeln, so gut es sein konnte,

---

halten, zu der Zeit, da ein russisches Corps im siebenjährigen Kriege bei der preußischen Armee stand.

[1] Der König mochte gern ein lebendiges Wesen um sich haben. Er sagte zu seinem alten Freunde, dem General Fouqué: „Vous vivez trop en solitaire. Il vous faudrait chaque jour société. Il faudrait que vos fenêtres fussent ornées de pots de fleurs, et que de petits chiens fautassent autour de vous pour vous amuser.“ (Sie leben zu sehr als Einsiedler. Sie müßten täglich Gesellschaft haben. Ihre Fenster müßten mit Blumen geschmückt sein, und kleine Hunde müßten um Sie herumspringen, um Sie zu amüsieren.) S. Mémoires du B. de la Mothe Fouqué. T. II. S. 118.

auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre, so daß der linke Flügel gegen Gukerwitz, und der rechte vor Rathen stand. Der König ritt durch den rechten Flügel, und erkundigte sich, was da stände. Es waren die Grenadierbataillone Manteufel und Wedel. Er fragte: ob hier vor der Infanterie noch etwas stehe? und erhielt zur Antwort: daß ungefähr 400 Schritt vorwärts ein Dragonerregiment halte. Der König ritt bloß mit seinem zahlreichen Gefolge dahin, und fragte den Commandeur des Regiments: ob er auf dem äußersten Posten stehe, und ob er nichts von Österreichern entdeckt habe? Ersteres ward bejaht; allein weil die Dragoner hier auch, als es schon ganz dunkel war, angekommen waren, so konnte dem Könige, der letztern Frage wegen, kein Genüge geschehen. Vorgeschickte Truppe von den Dragonern wollten auf ungefähr 800 Schritte von dem Dragonerregimente eine ganze feindliche Linie, andere wieder nichts gesehen haben. Endlich sagte der König: „Wir wollen bald zur Gewißheit kommen;" und schickte den Adjutanten Herrn von Wendessen zurück, um die beiden Kanonen des Bataillons von Wedel zu holen. Als diese kamen, hieß der König sechs Schüsse nach dem, was einige für feindliche Truppen hielten, thun, und befahl einigen Offizieren, hinzureiten, um sichere Nachricht zu bringen. Man sah von weitem ein großes Feuer. Der König glaubte erst, die Österreicher hätten auf ihrem Zurückzuge Lissa angezündet. Es zeigten aber einige Anwesende, daß das Feuer allzuweit ausgebreitet, und nicht gegen die Gegend zuginge, wo wohl Lissa liegen könnte. Sie vermuteten, daß die Reste der Hütten des Lagers, worin die Österreicher vorher gegen den Herzog von Bevern gestanden hatten, wären angezündet worden; und so fand sich's nachher auch. Man suchte sich nun zu orientieren, wo man eigentlich wäre. Die abgesandten Offiziere kamen in kurzer Zeit zurück, und versicherten insgesamt, daß sie bis an ein einzelnes Gehöfte gewesen wären und bis dahin nichts vom Feinde entdeckt hätten.

„Nunmehr," sagte der König, „weiß ich, wo wir sind; das einzelne Gehöfte ist der Kretscham[1] bei Sahra, rechter Hand am Damme nach Lissa, und wir sind auf der Breslauer Landstraße." Der Generallieutenant von Zieten stand beim rechten Flügel der Kavallerie in der Nähe, und kam mit etwa zwölf Husaren geritten, um zu wissen, was die sechs Kanonenschüsse

---

[1] So nennt man in Schlesien eine Dorfschenke. Sahra ist ein Dörfchen, links zwischen Rathen und Lissa.

veranlaßt hätte. Der König kannte ihn gleich an der Sprache, dankte ihm für seine herrlich angeordneten Attacken des rechten Flügels, und sagte ihm die Ursache, warum er schießen lassen, und daß, wenn es möglich wäre, man noch diesen Abend Lissa und die dortige Brücke übers Schweidnitzer Wasser besetzen müßte, damit sich der Feind nicht hinter das Wasser setzen könnte und morgen keine zweite Schlacht nötig wäre. Da nun der General Zieten den König versicherte, der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, sondern die letzten feindlichen Regimenter hätten gegen die Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen, so sagte der König: „Ich weiß, sie sind total und en Detail geschlagen, und um so leichter wird es uns werden, die Lissaer Brücke noch diese Nacht zu besetzen." Er fragte die Artilleristen, wie viel Schüsse sie wohl noch hätten? Diese meinten, ungefähr zwanzig, und der König sagte: „Das ist genug, kommt mit, und Zieten, bleibe Er auch bei mir, und schicke Er von den Husaren, die Er bei sich hat, einige Mann auf etwa 30 Schritt vor. Wir wollen laut sprechen, und darnach können die Husaren sich richten. Aber hört, Husaren, ich werde dann und wann hinter euch schießen lassen, doch das soll euch nichts thun; denn die Artilleristen sollen die Richtkeile ausziehen und im höchsten Bogen schießen, daß die Kugeln um desto weiter fliegen und in die Luft rascheln, damit die Feinde in einem Atem beim Laufen bleiben!" Zu den Artilleristen sagte der König: „Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben euch bleiben und schon sagen, wenn ihr schießen sollt." So ging der Zug nach Sahra. Der König sah Licht im Wirtshause, und sagte: „Es ist auch gar zu finster, man sieht ja keine Hand vor Augen; schaffe mir doch einer eine Laterne; wir wollen hier so lange halten." Der Kretschmer, der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst, und sobald der König das Licht kommen sah, rief er:

„Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an!"

Nun ging der Zug weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte: „Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?"

Als es der Wirt bejahte, sagte der König: „Dann ist Lissa nur kaum eine Viertelmeile von uns; wer seid Ihr denn?"

Der Wirt, der den König nicht kennen konnte, antwortete: „Ihr Excellenz, ich bin der Kretschmer[1] von Sahra."

[1] Gastwirt.

Der König: „Ihr habt auch wohl viel ausgestanden?“

Der Wirt versetzte ganz naiv in seinem schlesischen Dialekte: „Ach, Ihr Excellenz, was wollte ich nicht! Seit achtundvierzig Stunden, daß de Östreicher übers Schweinitzer Wasser gekommen sind, ist's in meinem Hause so voll gewesen, daß kei Apfel zur Erde mochte kommen, da han se mich angeschirgt,[1] daß ich's kaum schaffen[2] konnte, und da hatten sie so viel Geschläter[3] um sich, de han mich nu recht gekrängelt,[4] fast han se mich reen ausgeplündert.“

Der König: „Das thut mir recht sehr leid! Kamen auch Generäle in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt es mir doch!“

Der Wirt: „J nu, so gerne,[5] Ihr Excellenz, sieder[6] gestern mittag hab' ich den Prinz Karl in meiner Stube, und seine Adjutanten mitsammen[7] haußen im Hause gehabt. Da war ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten und hundert wurden wieder weggeschickt, und so fürzelten[8] se aus und ein, de ganze Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn andere wieder! Ich mußte inde[9] Feuer in der Küche halten, und de vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da paperten[10] se nu hin und her. Einer sagte: Da käme nu unser König mit seiner Potsdamschen Wachtparade. Einer sagte wieder: ‚Oach! se trauen sich holt nicht zu kommen! Se laafen, lassen wir se holt laafen!‘ Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Noachmittag vor ihr thälisch Firgeln[11] so braff bezahlt hat!“

Der König: „Wenn seid Ihr denn Euren hohen Gast losgeworden?“

Der Wirt: „J nu so gerne, Ihr Excellenz, heut vormittag, ungefähr neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heunt noachmittag, so um drei, kam er hier mit annem großen Schwarm Offiziers wieder zurück und immer in starkem Trabe vorbei nach Lisse. Da waren se so trötzerlich[12] hergekommen und nu ging's rückwärts den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt' ich gleich Unrat; und nach ihm dauerte der Zug, immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr anne gute Stunde, da hoatt's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Musketier, das alles liff durcheinander. Unser König muß se jämmerlich gehuscht han! Aber

[1] angetrieben. [2] ausstehen. [3] Gesindel. [4] gequält. [5] Eine gewöhnliche Interjektion des schlesischen gemeinen Mannes. [6] seit. [7] sämtlich. [8] gingen. [9] immer. [10] plauderten. [11] thörichtes Spotten. [12] trotzig.

unser Herre Goht steht dem kleinen Haufen bei, und das han se nu vor ihren Hochmut und ihre Lästerungen; denn, Ihr Excellenz, die östreichschen Offiziers sagten ooch: Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen und wären se vonsammen gegangen, was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann."

Der König schien dieser Unterredung eine andere Wendung geben zu wollen und sagte: „Ihr habt recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben!"

Hierauf schien der Kretschmer erschrocken und rief aus: „Mei Gott! so sind Se wohl gar unser gnädigster König; und ich bitte ja recht schön[1] um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickte!"

Der König: „Nein! Ihr seid ein ehrlicher Mann, und wahrscheinlich evangelisch."

Der Wirt sagte ganz treuherzig: „Joa, joa! Ihr Majestät, ich bin von Ihrem Glauben!"

Unter diesem Gespräche, wobei sich im Finstern alles dicht herandrängte und die größte Stille beobachtete, um die naive Erzählung des Kretschmers recht zu hören, war der Zug bis auf ungefähr 300 Schritt an Lissa gekommen, als mit einem male einige fünfzig bis sechzig Flintenschüsse, kaum fünfzig Schritte vom Zuge, fielen, und besonders auf die nahe an der Erde hängende Laterne gerichtet zu sein schienen; daher denn auch nur bloß einige Pferde in die Beine blessiert wurden. Sogleich sprengte alles rechts und links vom Damme durch die Weiden auf die trockenen Wiesen und rief: „Licht aus!" Der König nahm zuerst das Wort und sagte: „Aber mein Gott, lieber Zieten, dies konnte uns unmöglich begegnen, wenn die Husaren, wie ich befohlen hatte, immer dreißig Schritte vorgeritten wären!" Diese hatten sich (vielleicht um auch die treuherzige Unterredung des Kretschmers mit anzuhören) dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs oder einen von Lissa aus auf dem Damme gestellten Posten nicht eher gewahr worden, bis dieser an der Sprache und der Unterredung einen preußischen Zug bemerkt hatte, Feuer gab und sodann davonlief.

Der König hätte freilich gleich ein paar Schwadronen und Bataillone vorausschicken können; wahrscheinlich that er dieses aber deswegen nicht, um von den siegreichen aber ermüdeten Truppen nicht noch spät in der Nacht neue Angriffe zu fordern,

[1] gar sehr.

wenn's nicht nötig wäre. Er ging mit guter Überlegung lieber selbst vorwärts, sehr wohl wissend, daß seine Truppen ihm, wenn es nötig wäre, willig folgen würden. Er befahl nun einem seiner Adjutanten, schleunig zurückzureiten und die beiden oben benannten Grenadierbataillone zu holen, mit der Erklärung: „Er sei mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden. Sie sollten nur diese Nacht mit ihm in Lissa Quartier nehmen und jeder Gemeine obendrein einen Thaler haben," welchen sie auch nachher erhielten. Während der Zeit ritten verschiedene Offiziere mit den Husaren vor, kamen zurück und bezeugten, daß sie bis vorn in Lissa gewesen und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König blieb so lange halten, bis nach einer guten halben Stunde die zwei Grenadierbataillone kamen. Er setzte sich vor die Tete und so ging es nach dem offenen Flecken Lissa hinein, wo man zwar alles stille, jedoch in den Häusern rechts und links viel Licht sah. Als der König so vor den Grenadieren reitend und sein Gefolge rechts und links neben sich, auf dem geräumigen Platze neben dem Schlosse und etwa 60 Schritte vor der Brücke, welche über das Schweidnitzer Wasser führt, ankam; so sah man aus einigen Häusern Weißröcke mit Bünden Stroh auf dem Rücken kommen. Die meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt, die auf die Frage, was sie hier machten? antworteten: „Drüben jenseits der Bruckn stände holt an Hauptmann mit 150 Mann: dieser hätte holt den Befehl, die Bruckn mit Stroh zu bewerfen, und sobald als die Preußen kämen, die Bruckn zu verbrennen. Nun hätten sie zwar schon einmal die Bruckn mit Stroh belegt, allein es wären immer noch bis jetzt so viele von ihren Leuten darüber gegangen, und bei dem tiefen Kot das Stroh wie Mischt getreten. Der Hauptmann hätte also den Mischt ins Wasser werfen lassen und 40 Mann nach dem Städtel befehligt, um halt jeder a Barden[1] Stroh zu grechteln."[2]

Unterdessen hatten sich vermutlich einige Österreicher, von den Preußen ungesehen, über die Brücke zu ihrem Kommando geschlichen und dem Hauptmanne gemeldet, daß Preußen im Städtchen ankämen; denn indem der König noch mit den Gefangenen redete, so ließ der österreichische Kapitän ein starkes Feuer geben, wodurch von den preußischen Grenadieren auch einige dicht neben und hinter dem Könige blessiert wurden. Die Artilleristen schrieen: „Zurück! zurück! wir werden

[1] Ein Bund Stroh. [2] zurecht machen.

schießen.“ Alles was zu Pferde war, sprengte dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind zugleich erschossen zu werden. Die preußischen Artilleristen brannten sogleich einigemale ab und die Grenadiere schossen so in der Kolonne im Bogen nach dem Feinde, über die preußischen Kanonen weg. Aus allen Häusern kam in eben dem Augenblicke ein starkes Feuer auf die Preußen, und die Grenadiere schossen auf die Fenster, aus denen gefeuert ward; alles schrie und kommandierte durcheinander. Aber der König sagte ganz gelassen: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schlosse führt, wohin ihm seine mehrsten Adjutanten folgten. Er war kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, als verschiedene österreichische Offiziere mit Lichtern in den Händen aus den unteren Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatze haltenden Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davonzujagen. Der König stieg mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und sagte zu den österreichischen Offizieren: „Bon soir, Messieurs! Gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“

Es wäre beinahe schwer zu sagen gewesen, welcher Teil des andern Gefangene hätte sein sollen; denn der Österreicher waren mehrere. Aber die vornehmsten österreichischen Generale und Stabsoffiziere, erstaunt, nahmen den niedern Offizieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen, und leuchteten so dem Könige die Treppe hinauf und in eines der ersten Zimmer. So wie sie da ankamen, präsentierte einer den andern dem Könige, der alle nach ihrem Namen und Charakteren fragte, und sich mit ihnen in Konversation einließ. Während diesem fanden sich immer mehr und mehr preußische Adjutanten und andere preußische Offiziere auf dem Schlosse ein. Und nunmehr beurlaubte der König die österreichischen Offiziere, welche andere Zimmer auf dem weitläufigen und wohlgebauten Schlosse einnahmen. Es kam nach und nach eine große Menge preußischer Generale; und da der König verwundernd fragte, wo sie denn alle herkämen? so ward ihm gesagt, daß die ganze Armee auf dem Damme nach Lissa im Marsche wäre. Eigentlich hatte der König nur die zwei Grenadierbataillone nach Lissa zu kommen beordert; aber es war ihm der Mißverstand, daß man seine Ordre auf die ganze Armee ausgedehnt hatte, sehr lieb. Er schickte die Regimentsadjutanten zurück mit der Ordre: daß jeder so gut unterzukommen suchen müsse, wie er

könne; und beschied die noch nicht angekommenen Generale zu sich auf dem Schlosse zur Parole. In dem Städtchen Lissa wurden alle feindlichen Traineurs in den großen Schafstall zusammengebracht; es waren an drittehalb tausend, größtenteils Würtemberger. Das Garderegiment kam auf den Kirchhof zu stehen, und die Offiziere quartierten sich in die Kirche ein.

Es ist leicht einzusehen: wenn die fünfzig oder sechzig österreichischen Soldaten nicht auf dem Damme waren, oder wenn sie, als sie das Licht der Laterne sahen und das laute Reden hörten, anstatt zu schießen, sich ganz stille gehalten, und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schlosse Nachricht gegeben hätten, so wäre der König, da er ohne Bedeckung der zwei Grenadierbataillone nach Lissa gekommen wäre, in Gefahr geraten, nach der glorreichsten Schlacht, die je ein Feldherr gewonnen hat, noch erschossen oder gefangen genommen zu werden. Von der andern Seite waren diese wenigen Schüsse die Ursache des Befehls zum Vorrücken der beiden Grenadierbataillone, denen die übrige Armee freiwillig folgte und sich noch diesen Abend bei Lissa setzte, von wo sie noch vor Anbruch des Tages die Feinde viel geschwinder weiter verfolgen konnte.

Ungeachtet das Ufer des Schweidnitzer Wassers noch denselben Abend von den Preußen besetzt wurde, so hatten die Österreicher doch weiter hinauf noch zwei Schiffbrücken über dieses Flüßchen, welche sie in der Dunkelheit dieser Nacht, wo Freund und Feind untereinander vermischt waren, und sich oft nicht kannten, abbrachen, ohne daß es die Preußen hinderten. Hätten die Österreicher Zeit gehabt, auch die auf Pfählen stehende Brücke zu verbrennen, so wäre ihre Verfolgung sehr aufgehalten worden. Die Preußen hätten bei weitem nicht so viele Gefangne gemacht, die Feinde hätten sich eher gesetzt, und die Folgen des Sieges wären nicht so außerordentlich gewesen. Man sieht also, wie wichtig es war, Lissa noch denselben Abend zu besetzen.

Diese Geschichte beweiset, so wie unzählige andere, mit welchem Mute der König vorzurücken pflegte, wie er seine von einer hitzigen Schlacht ermüdeten Truppen schonte, und eher sich selbst der Gefahr aussetzte, wie sehr er sich dabei auf sein gutes Glück verließ, und wie sehr sein Anblick imponierte. Diesen Mut teilte sein Beispiel allen denen mit, die um ihn waren. Dies trug gewiß nicht wenig bei, seine Feinde, so wie hier, dermaßen außer Fassung zu bringen, daß sie den günstigen Augenblick versäumten, der nachher nicht wiederkam, wodurch denn der Schrecken vor Friedrich dem Großen und

vor seinem tapfern Heere beständig voranging und ihm den Weg zu so manchen glorreichen und zum Teil fast unglaublichen Thaten bahnte.

*

Ich kannte einen jungen Edelmann, der im November 1757 in seinem funfzehnten Jahre zur Armee des Königs in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bei Roßbach an, und mußte sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu erachten, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freien Luft gewesen war, eine solche Expedition mitten im Winter sehr hart vorgekommen sein müsse. Er gestand einige Jahre nachher, daß ihn damals sein freiwillig und aus wahrem patriotischen Mute gefaßter Entschluß, sich dem Militär zu widmen, zuweilen beinahe gereuet hätte. In der Schlacht bei Leuthen war er unter den zehn Bataillonen der Avantgarde, welche bei Borna vier sächsische und zwei österreichische Kavallerieregimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attacke aus dem Walde herausgegangen, habe er beinahe alle Besinnung dermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert und mit aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen linken Flügel jenseit Lobetinz angreifen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bei dem er stand, hielt neben den Fahnen still, und rief: „Nun Kinder! frisch heran, in Gottes Namen!“ Dies wirkte auf den Jüngling wie ein elektrischer Funke. Alle Furcht war bei ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Mute durch, blieb auch bei allen Attacken unversehrt.

Als die Schlacht vorbei war und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem funfzehnjährigen Jünglinge einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jetzt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit seiner Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit frühem Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommißbrot hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beinahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte und mißmutig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langsam anzustimmen: Nun danket alle Gott! Die Feldmusik stimmte gleich ein, und

in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied. Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, daß wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sollen, er neuen Mut und Kräfte genug dazu gehabt haben würde.

Es läßt sich kaum etwas Feierlicheres und Rührenderes denken, als dieser Gesang. Man denke an die Worte dieses Liedes. Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als zwanzigtausend männlichen Stimmen, von mehr als zwanzigtausend Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherlei Gestalten gesehen hatten und nun noch lebten. Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über äußerst unglückliche Vorfälle, wodurch beinahe alle Hoffnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jetzt aber eben einen so großen Sieg erfochten hatten, der die äußerste Erwartung jedes preußischen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund, und Händen!
Der große Dinge thut,
An uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Altertums, die zum Blutvergießen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankgesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Maße gefühlt hatten, in dieser feierlichen Stunde folgende Worte singen mußten:

Der ewig gute Gott
Woll' uns, so lang wir leben,
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben!

*

Der König spielte bekanntermaßen die Flöte meisterhaft. Ich wenigstens habe niemand auf diesem Instrumente das Adagio schöner vortragen hören. Quanz richtete sich überhaupt in seinen Konzerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach demselben. Die langsamen Sätze in seiner großen Menge von Konzerten sind entweder zufrieden ruhig oder schmeichelnd, oder herzrührend; nicht klagend oder traurig, welches der König nicht liebte. Die herz-

rührenden Sätze, von welchen sich in den Quanzschen Konzerten mehrere vortreffliche finden, spielte der König vorzüglich mit einer Schlichtheit und innern Empfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag; aber seine Kammermusik verzog ihn, indem sie ihm beständig im Takte nachgab.

Der König war gewöhnlich äußerlich bei guter Laune, wenn er zum Konzerte kam; denn wenn er entweder äußerst dringende Geschäfte hatte oder krank war, so ward das Konzert ausgesetzt. Indessen Quanz, welcher den König seit so vielen Jahren genau kannte, versicherte mich: Er könne an des Königs jedesmaligen Vortrage der letzten Allegrosätze seiner Konzerte sehr gut abnehmen, ob der König bei heiterm und ruhigem Geiste sei oder nicht. Der König pflegte nicht allein die drei oder vier Konzerte, welche er an einem Abende spielen wollte, vorher durchzuspielen, sondern oft blies er vormittags auch noch Solfeggi, die er auswendig wußte. Gewöhnlich phantasierte er, im Zimmer herumgehend, morgens ehe die Kabinettsräte kamen, eine Zeitlang, länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, da er mit ihm über Musik, und auch von den Wirkungen der Seele redete: daß er während dieses Phantasierens oft allerlei Sachen überlege, und nicht daran denke, was er spiele, daß ihm aber während des Phantasierens schon oft die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären. Wer ein so feines Gefühl wie Quanz gehabt und den König eben so gut gekannt hätte, würde vielleicht, wenn er diese seine Flötenphantasieen gehört hätte, aus den Wendungen derselben auf den jedesmaligen Gemütszustand dieses außerordentlichen Virtuosen haben schließen können.

*

Der König spielte auch etwas das Klavier, besonders in seinen jüngern Jahren. Er war im harmonischen Satze nicht ganz unerfahren, und hat mancherlei komponiert: etwa drei Sinfonien, verschiedene einzelne Arien in drei italienischen Schäferspielen,[1] eine Kantate für eine Sopran- und Alt-

[1] Das erste, dessen Namen ich nicht habe finden können, ward im August 1747 zu Charlottenburg aufgeführt. Die Arien sind vom Könige, von Quanz und Nichelmann, und die Recitative von Graun. Das zweite, Galatea ed Acide, ward 1748 im August zu Potsdam aufgeführt. Es ist ein Pasticcio von verschiedenen Arien, die der König aus andern Opern gewählt hatte. Zwei Arien hatte er selbst gemacht; davon ist, wenn ich nicht ganz irre, die eine am Ende des ersten Aktes:

stimme (für die Sänger Paolino und Porporino), und etwa siebzig bis achtzig Flötensolos. Konzerte hat der König nicht gemacht; aber da Quanz im J. 1777 starb, indem er gerade von seinem dreihundertsten Konzerte das erste Allegro und das Adagio fertig hatte, ließ sich der König die Schreibtafeln bringen, worauf sie Quanz entworfen hatte,[1] und machte ganz in Quanzens Geiste das letzte Allegro dazu, nachdem er die Schreibtafeln etwa vier Wochen lang bei sich gehabt hatte.

Es ist hin und wieder gesagt worden: der König habe zu seinen musikalischen Kompositionen gar keinen Baß, noch weniger Mittelstimmen setzen können, sondern habe sie schlechterdings von andern müssen dazu setzen lassen. Dies ist ungegründet, wie ich aus Quanzens Erzählung weiß, der den König genau kannte, und ihm hierin gewiß am allerwenigsten schmeichelte. Der König hatte in seiner ersten Jugend das Klavierspielen, und zu gleicher Zeit die ersten Gründe der Harmonie von Heyne, Organisten an der Domkirche in Berlin, gelernt, den ich als einen sehr alten Mann gekannt habe. Er war ein schulgerechter Organist nach alter Art, der nichts als Harmonie, und künstliche Harmonie kannte. Er ließ den Kronprinzen lange Zeit Psalmen und

---

Al suon di dolce canna
Passai tranquilli i giorni
In umile capanna
Celato al fiero amor.

Das dritte, Trionfo della fedeltà, ward 1753 im August in Potsdam aufgeführt. Die Arien sind abermals ein vom Könige gewähltes Pasticcio, außer einer neuen vom Könige.

[1] Quanz hatte eine Anzahl pergamentene Schreibtafelblätter in Folio, worauf die Notenlinien mit roter Ölfarbe gezogen waren. Auf diese Blätter schrieb er seine Partituren mit Bleistift. Er hatte oft mehr als ein Konzert in Arbeit, und legte was er komponierte mehrere Wochen und zuweilen monatelang beiseite. Er sah es von Zeit zu Zeit durch, und änderte oft nicht wenig, zumal in der Begleitung, die er nicht leicht hinschrieb, sondern darin vielerlei Finessen hatte. Dieser Änderungen wegen schrieb er den ersten Entwurf mit Bleistift auf diese große Schreibtafeln. Erst, wenn er mit seiner Arbeit ganz zufrieden war, schrieb er sie auf Papier mit Tinte ins Reine. Von seinem obengedachten dreihundertsten Konzerte war das erste Allegro auf der Schreibtafel völlig fertig, vom Adagio war die Hauptstimme ganz da, aber in der Begleitung waren noch verschiedene Lücken. Dieses Adagio, das letzte Werk dieses Komponisten, hatte eine schlichte und sehr rührende Melodie. Der König sagte, nachdem er dieses Konzert mit seiner Kammermusik gespielet hatte, zum sel. Konzertmeister Franz Benda: „Man sieht, Quanz ist mit sehr guten Gedanken aus der Welt gegangen.“

und Choräle vierstimmig aussetzen;[1] und man weiß, daß Übungen dieser Art einen fähigen Kopf, der für die Musik Sinn hat, wohl bald dahin bringen können, zu seinen eigenen musikalischen Gedanken eine leidliche Baßstimme setzen zu können. Als der Kapellmeister Graun zu ihm noch als Kronprinz nach Rheinsberg kam, nahm er auch von demselben Unterricht in der Komposition. Hier machte er auch seine erste Sinfonie, welche Graun korrigierte. Dieser große Komponist war bekanntlich, obgleich der einfachste süßeste Gesang seine Hauptsache war, ein starker Kontrapunktist. Auch er führte den König wieder einigermaßen auf den Kontrapunkt. Dem Könige war auch im Anfange seiner Regierung der kontrapunktische Stil noch nicht zuwider. Kleopatra, eine von Grauns ersten Opern, hatte eine Ouvertüre mit einer Fuge, so wie die im J. 1744 aufgeführte Oper Catone. Ein bon-mot von Voltaire soll Gelegenheit gegeben haben, daß der König befahl, weiter keine fugierte Ouvertüre zu den Opern zu machen.[2] Aber zur Kirchenmusik hielt er beständig die Fugen und die Orgel für wesentliche Stücke. Außer den Opern und in Instrumentalstücken war er einer Schreibart, die sich auf den Kontrapunkt gründet, sehr gewohnt. Quanzens Flötentrios und Quatuors, die er sonderlich in frühern Zeiten oft spielte, sind ganz in diesem Geschmacke, und noch dazu die Quatuors ziemlich trocken. Quanzens Begleitung in seinen Konzerten, und oft die Fortführung seiner musikalischen Gedanken entspringen im Grunde aus dem Kontrapunkte, obgleich mit vieler Mannigfaltigkeit, Ungezwungenheit, Feinheit, und schönem Gesange. Wer, wie der König, täglich solche Musik hörte, und dabei ein so feines musikalisches Ohr hatte, konnte wohl in den Grundsätzen der Harmonie nicht unwissend sein. Er hatte auch bei Anhörung der Musik genaue Aufmerksamkeit auf Modulationen und was dahin gehört. Als Graun in einer Arie (wenn ich mich nicht irre, in der Oper Artaserse) gleich in die Quarte moduliert hatte, anstatt wie gewöhnlich zuerst in die Quinte, bemerkte es der König augenblicklich, und fragte ihn, wie er dazu käme.

---

[1] Noch in dem sechziger Jahrzehnte erzählte der König an Quanz: Heyne habe ihm mit den alten Tonarten sehr zugesetzt. Beide machten dabei noch ein Wortspiel. Der König sagte: „Den gewöhnlichen Generalbaß habe ich wohl begriffen, aber die plagalischen Modi haben mich weidlich geplagt.“ Quanz antwortete: Sie sind nun auch nicht mehr Mode.

[2] Voltaire hatte es plein-chant genannt; welches eigentlich etwas ganz anderes ist.

Übrigens war der König freilich in der Komposition bloß ein Dilettant, und es war auch wohl nicht mehr zu verlangen. Seine Singekompositionen hatten weiter nichts Ausgezeichnetes, als fließenden Gesang, den er so sehr liebte. Aber bei seinen Flötensolos, sonderlich bei denjenigen, die er in dem vierziger Jahrzehent machte, hatte er eine merkwürdige Absicht, welche, wie so viele andere Dinge, zeigt, mit welcher Überlegung und großem Fleiße dieser außerordentliche Mann in Dingen, welche er gründlich wollte kennen lernen, zu Werke ging. Nämlich in jedem Solo, das er machte, hatte er die Absicht, irgend einen Teil des Vortrags auf der Flöte, den er so sehr studierte, irgend eine Schwierigkeit der Exekution, irgend eine Genauigkeit der Artikulation der Töne, irgend eine Feinheit im Ausdrucke besonders, sich praktisch vorzustellen und darüber nachzudenken. Wenn jemand diese Soli zusammen hätte, so würden sie eine musikalische Merkwürdigkeit sein, denn sie enthalten für einen Kenner einen ganzen praktischen Kursus über den Vortrag auf der Flöte, und von einem Manne wie Friedrich der Große!

In Absicht auf die Harmonie und die Begleitungsstimmen seiner Kompositionen, fragte er freilich anfänglich seine Meister, und nahm ihre Verbesserungen an; so wie er anfänglich Voltaire, d'Argens und Maupertuis über einzelne französische Konstruktionen und Redensarten fragte. Aber sehr oft fragte er sie auch nicht, sondern ließ es so, wie er es gesetzt hatte. Da mag es denn wohl sein, daß hin und wieder Sätze mit untergelaufen, die man für harmonische Fehler hielt; zumal nach damaliger Art, wo man in der Harmonie äußerst sorgsam war, und ein Flötensolo vierstimmig auf dem Pianoforte akkompagnierte. Indessen war seine Stimmensetzung nicht ganz schlecht. Quanz sagte mir selbst, daß die in Nürnberg (ohne des Königs Vorwissen) in Kupfer gestochene Sinfonie des Königs ungefähr im Jahre 1743 gemacht sei, und alle Stimmen von demselben wären. Der König habe ihm die Partitur gezeigt, er habe sie in dessen Gegenwart durchgesehen, aber nichts daran korrigiert, nur ein paar einzelne Noten bemerkt, die im Grunde Schreibfehler gewesen wären, und die der König geändert hätte.

Freilich ließ er sich oft auch helfen, weil er sich zu Aussetzung der Stimmen nicht Zeit nehmen mochte. In dem obengedachten Schäferspiele, das 1747 aufgeführt ward, hat Quanz die Begleitungsstimmen zu des Königs Arien gesetzt, welche der König in seinem ersten Entwurfe der Singestimme nur,

mehr oder weniger, angedeutet hatte; doch hatte er zu dieser Singestimme den Baß gesetzt. In des Königs Flötensoli sind alle Bässe von ihm selbst. Er sprach mit Quanzen oft über dasjenige, was er bei der Hauptstimme im Sinne gehabt hatte; seltener aber über die Baßstimme, wenigstens nicht so oft, als es Quanz wohl gewünscht hätte, der in Dingen dieser Art überaus eigen war. Quanz aber erinnerte nichts daran, als wenn der König ihn fragte, es müßte denn etwas sehr Auffallendes gewesen sein. Wer Soli von dem Könige gesehen hat, wird gestehen müssen, daß im ganzen darin die Harmonie dieses Dilettanten richtiger ist, als jetziger Zeit mancher Professori di Musica.

Vor dem siebenjährigen Kriege blies der König noch öfter im Kammerkonzerte eines seiner Soli. Als der König einst ein neues Soli zum erstenmal spielte, waren in einem Satze, der in der Transposition einigemal vorkam, etwas merkliche durchgehende Quinten. Quanz, dessen musikalische Orthodoxie nicht sehr tolerant war, schnaubte sich die Nase und räusperte sich einigemal; und Bach, etwas feiner, aber auch in solchen Sachen nicht sehr nachgebend, ließ bei dem Accompagnement auf dem Pianoforte die Quinten sehr deutlich hören. Die andern schlugen die Augen nieder. Der König sagte nichts, untersuchte sein Solo, und fand bald die Stellen. Er zeigte sie nach einigen Tagen, nicht an Quanz, sondern an Franz Benda, unter vier Augen, und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft sei. Dieser bejahete es. Der König änderte darauf die Stellen mit Beihilfe von Benda, und setzte hinzu: „Wir müssen doch Quanzen keinen Katarrh zuziehen.“ Dies erzählte mir der sel. Konzertmeister Benda selbst.

Als der König zu Quanzens obenerwähntem letzten Konzerte das letzte Allegro gemacht hatte, schickte er nebst der Quanzschen auch seine eigenhändige Partitur an Agrikola, mit dem Befehle, das letzte Allegro in Ordnung zu bringen und alles ausschreiben zu lassen. Ich habe diese merkwürdige Partitur einigemal gesehen, und auch dieses in seiner Art einzige Konzert, nachdem es ausgeschrieben war, in zwei angestellten Privatproben dreimal spielen hören. In der Partitur des Königs war die Baßstimme und zum Teil auch die Mittelstimme mehrenteils gehörig mit Noten geschrieben. Aber hin und wieder hatte er sich durch einige Worte das Notenschreiben gespart, z. B. im zweiten Violinsysteme war etwa durch einige Takte geschrieben: Mit der ersten Violine in Terzien, in Sexten, u. dgl., so daß man eben so deutlich sah, was er

meinte, als wenn er es in Noten gesetzt hätte. Nur eine einzige Stelle war etwas undeutlicher. Er hatte, erinnere ich mich, ins Bratschensystem geschrieben, entweder: Mit, oder Nach dem Basse herauf. Es war an einer Stelle, wo er nicht Unisono konnte gemeint haben, und der Baß ging auch herunter. Wahrscheinlich hatte er also gemeint, die Bratsche sollte eine Gegenbewegung haben, etwa um eine verbotene Fortschreitung zu verhüten. So ward es auch gesetzt. Das Sonderbarste war, daß in diesem letzten Allegro eine Menge gebundener Nachahmungen über die liegenbleibende Septime oder None waren. Diese hatte er nicht mit Noten ausgesetzt, sondern in den Stimmensystemen mit Worten angedeutet. Z. B. wenn das Thema in der ersten Violine gewesen war, so schrieb er ins zweite Violinensystem in den folgenden Takten: so wie die erste Violine vorher u. dgl. und in die übrigen Stimmen die Noten, wie sie sich gehörten. Diese Nachahmungen waren alle so richtig, daß sie nur durften mit Noten ausgeschrieben werden, daher man wohl sah, er hatte sie sich ganz deutlich gedacht. Der sel. Agrikola ließ es mich bemerken, und auch einige Noten, die der König in den Mittelstimmen geändert hatte, um einer falschen Fortschreitung auszuweichen. Auf dem Winkel eines dieser Partitur beigelegten Blattes, worauf er etwas geschrieben hatte, was er verändert wissen wollte, bemerkte man einige vierfach in einem Notensysteme übereinander gesetzte Noten, die er wieder ausgestrichen hatte. Er hatte durch dieselben harmonische Fortschreitungen, vielleicht auf dem Flügel, probieren wollen. Dies alles zeigt genugsam, daß es unrichtig sei, wenn man sagt, der König habe keine Kenntnisse der Harmonie oder Komposition gehabt. — *

*

Herr Adriani, welcher von 1777 bis an seinen Tod 1781, die Stelle des Oberkastellans auf dem königlichen Schlosse in Berlin bekleidete, war aus einer guten Familie in Kleve, wo sein Vater, wenn ich nicht irre, Geheimer Regierungsrat gewesen war. Er war wegen seiner ansehnlichen Größe unter König Friedrich Wilhelm I. zu Militärdiensten gezwungen worden. Als er zu dem Posten eines Oberkastellans befördert ward, diente er beinahe 40 Jahr, und war seit 1757 erster Feldwebel der Leibkompanie des Königs beim ersten Bataillon Garde gewesen. Während dieser 20 Jahre hatte er dem Könige, als seinem Hauptmanne, täglich des Morgens früh um 5 Uhr

den Rapport von der Kompanie gegeben. Der Mann hatte alle Feldzüge mitgemacht, war auch verwundet, und durch die vielen ausgestandenen Strapazen ziemlich steif geworden, so daß er sich wohl nach Ruhe sehnte. Er hatte sich aber, so sehr gnädig auch der König immer gegen ihn war, niemals getraut, den König um eine Versorgung zu bitten; denn er wußte zu wohl, wie sehr der König an ihn gewöhnt war, und daß er es selten wohl aufnahm, wenn diejenigen, die in seiner nächsten Umgebung waren, ihn verlassen wollten. Er hatte sich also schon darauf gefaßt gemacht, als Feldwebel bei der Leibkompanie [1] zu leben und zu sterben.

In einer Nacht, im Anfange des Junius 1777, war einer der ansehnlichsten Leute von der Leibkompanie desertiert. Der König sagte zwar des Morgens beim Rapporte weiter nichts darüber. Man wußte aber schon, daß widrige Zufälle bei seiner Kompanie ihm immer sehr verdrießlich waren. Es waren daher die Offiziere von der Kompanie und wen es sonst näher anging in größter Verlegenheit, zumal da man vernahm, der König sei denselben Vormittag sehr übler Laune gewesen. An diesem Tage ließ der König den Feldwebel Adriani nachmittags um 5 Uhr, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit rufen. Dieser ging mit Herzklopfen nach Sanssouci. Er vermutete gewiß, der König würde über den ausgetretenen Soldaten sprechen wollen, und stellte sich vor, sehr ungnädige Äußerungen zu hören. Als er ins Zimmer trat, kam der König mit schnellen Schritten auf ihn zu, fragte ihn: wie lange er gedient habe, und einige andere ähnliche Fragen. Adriani beantwortete sie, ohne noch vermuten zu können, wohin der König wollte. Der König fuhr fort: „Er hat mir lange treu gedient. Da ist der Hagemeister in Berlin gestorben. Will Er die Stelle als Oberkastellan in Berlin annehmen?"

Adriani, der sich noch immer gewiß vorgestellt hatte, des Königs vorläufige Fragen würden auf eine sehr ungnädige Äußerung wegen des Deserteurs führen, war bei dieser unerwarteten Wendung so außer Fassung, daß er ein paar Augenblicke verstummte, und darauf kaum stammeln konnte. Der König drückte ihm sanft die rechte Hand und sagte mit sehr gütiger Stimme: „Der Posten ernährt seinen Mann, nehme Er ihn immer an." Adriani wollte dem Könige die Hand küssen. Der König aber ließ es nicht zu und sagte sehr gnädig: „Danke Er

[1] Die Feldwebel des ersten Bataillons Garde haben den Rang als Lieutenants von der Armee.

mir nicht. Ich weiß, daß Er invalide ist, und lange schon hätte sollen versorgt werden. Ich habe Ihm längst einen solchen Posten zugedacht, aber es wollte sich nicht eher Gelegenheit dazu finden." Der sel. Adriani erzählte mir selbst diese ihn betreffende Geschichte, nebst noch manchen andern Anekdoten. — *

*

Ich will drei Beispiele von des Königs Gefühl für Billigkeit hier anführen, die der Marquis d'Argens erzählte. In des Königs Korrespondenz sind unzählige Beweise von diesem Gefühle.

Der König sagte, als einmal bei der Tafel von gerichtlichen Untersuchungen gesprochen ward: daß man wohl jemand zwingen könne, eine That einzugestehen, daß aber niemand eigentlich genötigt werden dürfe, alle seine Beweggründe anzugeben; indem jedermann ein natürliches Recht habe, sein Geheimnis zu bewahren. — d'Argens.

Es war dem König verdrießlich, daß die Allee vom Haupteingange von Sanssouci bei der Anlage nicht anders konnte geführet werden, als daß sie einen Winkel macht. Es wurden bei der Tafel des Königs von seinen Günstlingen verschiedene Vorschläge gethan, wie solchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstücke, welches sie um keinen Preis dem Könige verkaufen wollte. Der General Graf Rothenburg behauptete, der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Wertes, oder ein viel besseres auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. d'Argens ward hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen provenzalischen Lebhaftigkeit: Die Könige dürften niemanden das Seinige, auch gegen bessern Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau und Tochter eines Mannes anwenden, wo offenbar der größere Wert an Gelde nicht das Verlorne ersetzt. — Der König sagte: „d'Argens hat recht." Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. — d'Argens.

Der König war gegen seine Bedienten oft sehr unwillig über kleine Fehler, wenn sie aus Nachlässigkeit geschahen. Z. B. wenn ein Teller oder eine Tasse zerbrochen ward. Als aber einst ein Bedienter mit einem Arme voll Geschirre von einem sehr kostbaren Porzellanservis auf dem polierten Boden des Zimmers ausglitt und alles zerbrach, sagte er kein Wort

darüber. — Einmal schüttete ein Bedienter beim Auftragen der Speisen, ohne seine Schuld, weil ein anderer, auch ohne daß es zu vermeiden war, an ihn stieß, einem der Gäste des Königs Brühe über das Kleid. Beide Bedienten wurden blaß, und kamen ganz außer Fassung. Als sie weg waren, sagte der König zu dem Begossenen: „Es thut mir leid, daß Sie einen Fleck haben; aber die beiden Leute erschraken doch auch ganz entsetzlich. Ich sah es, daß sie beide ohne Schuld waren.
— d'Argens.

*

Ich will noch ein paar Beispiele von des Königs edlem Gefühle für Billigkeit hinzufügen, die ich aus andern Nachrichten habe. Sie sind zugleich Beispiele seines feinen Gefühls für kindliche und mütterliche Zärtlichkeit.

Eine adelige Dame hatte verschwenderisch gelebt, und ward Schulden halber verklagt. Sie bat den König unmittelbar: ihre Prozesse zu sistieren, und ihr ein Moratorium gegen ihre Gläubiger zu geben. Der König forderte nicht allein Bericht von der Justizbehörde, sondern erkundigte sich auch außerdem nach ihrer Verwaltung ihres Hauswesens, und gab ihr darauf eine abschlägige Antwort, mit dem Beifügen, daß er den Lauf der Justiz um so viel weniger hemmen könne, da er gewiß wisse, daß sie selbst an allem schuld sei. Die Dame vermochte ihren Sohn, einen Rittmeister und verdienten Mann, deshalb an den König zu schreiben. Der König antwortete ihm: „Er bedaure, ihm dieses abschlagen zu müssen; und die Achtung, die er für dessen kindliche Liebe habe, verhindere ihn, ihm die Ursachen zu melden, warum er es abschlage." — *

Ein junger Herr vom Stande aus einem benachbarten Kurfürstentume ging wider Willen seiner Frau Mutter und Familie nach Berlin. Er lebte da ziemlich ausschweifend, machte viele Schulden, und glaubte, in einem fremden Lande werde ihn seine Familie nicht hindern können, nach allen seinen Lüsten zu leben. Die betrübte Mutter erwählte den kürzesten Weg, gerade an den König zu schreiben: „Sie habe alles gethan, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung zu geben. Er habe aber sich ihrer Autorität entzogen, und habe freiwillig den Aufenthalt in des Königs Staaten gewählt. Sie habe an sich gar nichts dawider, daß er daselbst bleibe; nur sei er zu jung und unerfahren, könne leicht in schlechte Hände kommen, und sie befürchte, er sei schon in solche geraten. Sie wage es

den König zu bitten, er wolle geruhen, diesen Jüngling vom Verderben zu retten, und für seine künftige Bildung zu sorgen." Der König antwortete der Mutter in den gnädigsten Ausdrücken: „Er sehe ihren Auftrag als einen Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer respektabeln Mutter gegen ihn an, und werde für ihren Sohn sorgen." Er ließ den Sohn sogleich von einer Frauensperson trennen, an die er sich gehänget hatte. Er ließ dessen Schuldenwesen untersuchen und in Ordnung bringen, und ließ ihm ernstlich befehlen, nach kurzer Überlegung zu wählen: ob er sich dem Militär oder dem Civil widmen wollte. Der junge Herr wählte das letzte. Der König schickte ihn in eine entfernte Provinz als Referendar bei der Regierung. Er befahl ihn dem Präsidenten besonders an, daß er ihn mit Arbeiten gehörig beschäftigen, dieselbe genau nachsehen, dabei aber ihn auch in Absicht seiner moralischen Aufführung in genauer Aufsicht halten, und darüber dem Könige unmittelbar berichten sollte. Unter dieser Aufsicht ward der Jüngling in drei Jahren sehr zu seinem Vorteile gebildet. Der König ließ ihn sodann in sein Vaterland zurückgehen, und wünschte der Mutter zu der Veränderung ihres Sohnes Glück, welche ihm auf das rührendste dankte. — *

*

Auch ein paar Beispiele, wie sehr der König des Mitleidens und sanfter menschlicher Empfindungen gegen diejenigen fähig war, die er persönlich leiden sah, will ich hier erzählen:

Im Karneval zu Anfange des Jahres 1751 erlitt eine verheiratete Sängerin, welche in der Oper „Mitridate" die Rolle der Fedima zu spielen hatte, gerade in der Nacht vor einer der letzten Vorstellungen dieser Oper einen unvermuteten und unangenehmen Zufall. Sie war sehr schwach; gleichwohl wollte sie die Vorstellung der Oper nicht stören, und spannte ihre äußersten Kräfte an, um ihre Rolle zu spielen. Als sie im dritten Auftritte des ersten Aktes auftrat, ward ihr die Arie, welche sie in diesem Auftritte zu singen hatte, sehr sauer, und sie veränderte einigemal die Farbe und schwankte hin und her. Der König merkte dies, und ungeachtet er sonst dieser Sängerin, persönlich und wegen ihres Singens, nicht sehr gewogen war, so ward er doch deswegen unruhig. Er fragte die Umstehenden, was ihr fehlen möchte; weil es aber niemand wußte, so sendete er, da Fedima nach geendigter Arie gleich abgehet, aufs Theater, um sich erkundigen zu lassen, da man denn die Sängerin in ihrem Zimmer sehr schwach fand. Als

der König die Ursache erfuhr, ließ er ihr gleich wieder sagen: Er bedaure ihren Zustand sehr, sie hätte ihm solches sollen vor der Vorstellung wissen lassen; und ehe sie sich einer Gefahr aussetze, sollte lieber einer der andern Sänger, wer es sei, ihre Rolle vom Blatte singen. Sie ließ äußerst gerührt dem Könige wieder wissen: Sie befände sich weiter nicht übel, nur etwas schwach, und sie glaube Kraft genug zu haben, den Rest ihrer Rolle zu spielen. Der König wiederholte nochmals: Sie solle sich gar nicht über ihre Kräfte anstrengen, sondern lieber nach Hause fahren. Wenn sie aber ja ihre Rolle endigen wollte, so sollte sie nur ganz sachte singen, die Arie aber sollte sie ganz weglassen.

Im zweiten Akte kommt Fedima nur auf eine kurze Zeit heraus und hat wenige Worte zu singen; aber der König war doch wegen der kranken Sängerin sehr unruhig und sagte zu einem von den Umstehenden: „Ich wollte, der Frau wegen, daß die Oper erst zu Ende wäre."

Im dritten Akte tritt Fedima mehrmals auf und hat vielerlei zu singen. Dem Könige war es so unangenehm, die Sängerin in diesem Zustande wieder zu sehen, daß er im Anfange des dritten Aktes herausging, vorher aber noch dem am Flügel sitzenden Kapellmeister Graun sagte: die Arie der Fedima im dritten Akte solle ja wegbleiben. Er ließ sich noch den folgenden Tag erkundigen, ob der Zufall für die Sängerin nicht gefährliche Folgen gehabt habe? — *

Im Jahre 1774 kam der König bei seiner Reise nach Schlesien den 15. August des Morgens sehr frühe nach Köpenik. Während daß die Pferde gewechselt wurden, sprach er mit verschiedenen Personen, unter andern auch mit dem dortigen Landjäger Bock, welcher sich, wie gewöhnlich, bereit machte, dem Könige vorzureiten. Der König befahl ihm, zu Hause zu bleiben, weil es sehr unfreundlich Wetter und er ein alter Mann wäre und kränklich aussähe. Bock wollte sich aber nicht abhalten lassen, seine Pflicht zu beobachten, und stieg zu Pferde, dem Könige vorzureiten, ungeachtet er wirklich krank war. Ungefähr eine Viertelmeile von Köpenik rührte ihn der Schlag. Der König war ganz außer sich; er ließ anhalten, holte selbst ungarisches Wasser aus seinem Wagen; er ließ gleich Anstalt machen, daß dem Manne zur Ader gelassen ward, und fuhr nicht eher weiter, als bis sich zeigte, daß keine Hoffnung zum Leben da war. Er war über diesen Zufall auf der Reise äußerst niedergeschlagen. — *

Eine etwas ähnliche Geschichte, da der König einem Manne, der in der Oper ohnmächtig ward, auch ungarisches Wasser schickte, findet man in der zehnten Berlinischen Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge Friedrichs II. S. 31.

*

Der König nahm es nicht ungnädig, wenn man viel und oft von ihm bat. Leute, welche die Dreistigkeit oder auch die Unverschämtheit hatten, ihn sehr oft hintereinander um etwas zu bitten, konnten gewiß sein, daß sie endlich von ihm etwas erhielten. Man hatte ihm abgemerkt, wenn jemand nach abschlägiger Antwort eben dieselbe Sache abermals bat, daß er dann glaubte, derselbe müsse ein gutes Gewissen haben und sich auf einiges wirkliches Recht gründen. Diese Gutherzigkeit des Königs ward nicht selten gemißbraucht. Z. B. ein Kolonist, der ein Gehöfte auf gewisse Bedingungen übernommen, aber ein sehr schlechter Wirt war und auf keinerlei Weise seinen Kontrakt erfüllte, der sogar wegen Excessen ins Gefängnis war gesetzt worden, mußte endlich, da wiederholte Erinnerungen nichts halfen, aus dem Gute ausgewiesen werden. Er trat den König immediate wohl zwölfmal an, und stellte seine Sache unter ganz unrichtigen Umständen vor; der König ließ jedesmal diese Sache von der Kurmärkischen Kammer auf verschiedene Art untersuchen, und es zeigte sich immer, daß dem Manne gar nicht unrecht geschehen war. Der Mensch trat aber immer den König wieder an und schrie über Unrecht. Der König befahl zuletzt, daß er in das Gut wieder eingesetzt werden sollte; und der, dem es schon übergeben war, mußte schadlos gehalten werden, wobei der König ein paar Tausend Thaler Schaden hatte. Der König sagte aber: „Der Mensch tritt mich so oft und so dreist an; er muß doch wohl nicht ganz unrecht haben.“

Es ward daher von Leuten, die sich darauf zu verstehen glaubten, für vorteilhaft gehalten, oft an den König zu schreiben, um ihn um etwas zu bitten, wenn man es auch nicht erhielt. Daher hatte, kurz nach dem siebenjährigen Kriege, ein gewisses Handlungshaus sich zur Maxime gemacht, den König monatlich einigemal um etwas zu bitten, wenn auch gewiß war, es werde nicht erlangt werden. Man wußte, der König werde des Überlaufens endlich überdrüssig, und habe auch einen innern Sinn der Gutherzigkeit, daß er demjenigen, dem er sehr oft was abgeschlagen hatte, doch endlich einmal was gewähren wollte. Listige Schleicher, gaben ihm also zuweilen Gelegenheit, abschlägig zu

antworten, um nachher, wenn sie im Ernste etwas suchten, desto eher zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Die Fürsten sind wirklich zu beklagen, daß ihre besten Absichten oft von verschmitzten Leuten auf solche und andere Art gemißbraucht werden. Wenn sie daher dergleichen Schleichwege entdecken, und, zumal in einer langen Regierung, merken, wie vielfältig sie hintergangen worden sind, so ist es nicht zu verwundern, daß sie gewöhnlich von dem menschlichen Geschlechte keine große Meinung bekommen, indem sie es nach den listigen, kriechenden, doppelherzigen Leuten beurteilen, von welchen sie sich hinter das Licht geführt sehen. Da der König Erfahrungen dieser Art nur allzu oft gemacht hatte, so ward dadurch seine natürliche Neigung zur Geselligkeit und zur Teilnahme, besonders in den letzten Jahren seiner Regierung, nicht wenig abgestumpft. Er hatte zuletzt wirklich im ganzen von dem armen menschlichen Geschlechte keine sonderliche Meinung. Als er mit dem sel. Sulzer vom Erziehungswesen sprach, und dieser bei der Gelegenheit äußerte, der Mensch habe von Natur weniger Neigung zum Bösen als zum Guten: so schüttelte der König den Kopf und sagte lächelnd: „Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connoissés pas comme moi cette race maudite à laquelle nous appartenons.[1] Diese aus der Erfahrung geschöpften misanthropischen Grundsätze hatten besonders starke Wirkung auf ihn, wenn er Ursache zu haben glaubte, schon vorher gegen jemand Mißtrauen zu hegen; und dazu hatte er leider freilich zuweilen Ursache. Es ist aber ein sicheres Zeichen von seiner Billigkeit und Herzensgüte, daß er ungeachtet dieser Grundsätze noch bei so vielen Gelegenheiten thätig zeigte, wie geneigt er zum Teilnehmen, zum Mitleiden und zur Toleranz war. —*

*

Der König erinnerte sich nicht selten von selbst solcher Personen, denen er etwas schuldig zu sein glaubte, oder von denen er eine vorteilhafte Meinung hatte, auch ohne daß sie ihn um etwas baten. Ich habe oben S. 76 ein Beispiel von dem Oberkastellan Adriani angeführt, und weiß noch manche solche Beispiele. In solchem Falle gab er aus gutem Herzen, und freuete sich, jemanden glücklich gemacht zu haben. Wenn aber, wie es freilich selten der Fall war, jemand dasjenige, was ihm

[1] „Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht so wie ich das verwünschte Geschlecht, zu dem wir gehören.

der König freiwillig anbot, nicht annehmen wollte, so ward der Monarch darüber empfindlich. Er wußte diese Empfindlichkeit zu verbergen, und ließ sie nicht leicht Einfluß haben, wo es auf Gerechtigkeit des Regenten ankam; aber einen persönlichen, wenn auch kleinen Widerwillen pflegte er lange zu behalten, und auch wohl bei zufälligen Gelegenheiten zu zeigen.

Ich habe erzählt, wie mein sel. Freund Moses Mendelssohn durch den Marquis d'Argens das Schutzprivilegium erhielt. Der König hatte von dieses Philosophen Einsichten und redlicher Denkungsart durch d'Argens einen vorteilhaften Begriff bekommen, und die widrige Lage, in der er sich befand, scheint ihn gerührt zu haben. Eine Zeit darauf, ohne die geringste Veranlassung von Moses' Seite, ließ ihm der König den Vorschlag thun: eine Seidenmanufaktur von einer gewissen Anzahl Stühle in Potsdam anzulegen, wozu ihm der König 20,000 Reichsthaler schenken wollte. Moses, obgleich gerührt über des Königs Gedenken, hatte gegründete Ursachen, diese Gnade nicht anzunehmen; einige aber waren von der Art, daß er sie dem Könige nicht sagen konnte. Er führte also zur Ursache, wegen welcher er diese Gnade verbitten müsse, nur bloß an: „Daß er von Jugend auf im Bernardschen Hause gewesen, und sich nicht entschließen könne, da dasselbe schon eine Seidenmanufaktur in Potsdam habe, sich mit demselben in Kollision zu setzen."

Der König sah diese Gesinnung für das an was sie war, für philosophischen Edelmut und Dankbarkeit. Er rühmte sie als solche verschiedene Mal, besonders auch in starken Ausdrücken gegen den kursächs. Minister Freiherrn von Fritsch. Gleichwohl behielt er einen persönlichen Widerwillen gegen Moses darüber, daß er ihm eine abschlägige Antwort gegeben hatte. Er zeigte dies ganz leise bei verschiedenen kleinen Vorfällen, unter andern als Moses von der Akademie zum Mitgliede ihm vorgeschlagen ward. Er schlug es nicht ab, sondern beantwortete nur diesen Vorschlag gar nicht: welches bei ihm sehr bedeutend war, da er bekanntlich sonst auch die allergeringsten Briefe beantwortete. — *

*

Der König invitierte im Jahre 1771 den kursächs. Staatsminister Freiherrn von Fritsch, den er bei Gelegenheit des Hubertsburger Friedens hatte kennen lernen, zu sich nach Potsdam. Gegen die Zeit als derselbe abreisen wollte, äußerte

er gegen den König, daß er über Berlin zurückgehen möchte. Der König fragte ihn, was er da machen wolle? Der Minister antwortete: „Hauptsächlich sei die Ursache, weil er den berühmten Moses Mendelssohn, den er so sehr hochschätze, gern wolle persönlich kennen lernen." Der König, welcher irgend eine Ursache haben mochte, warum er nicht gern sah, daß der Minister über Berlin ginge, sagte ihm auf eine verbindliche Weise: „Deswegen möchte er nicht nach Berlin reisen, sondern lieber noch einen Tag bei ihm bleiben, er wolle Moses nach Potsdam kommen lassen."

Moses erhielt also von einem Herrn des Hofes ein Schreiben ungefähr in folgenden Worten:

> Da der kursächs. Staatsminister Freiherr von Fritsch Verlangen trägt, den berühmten Herrn Moses Mendelssohn persönlich kennen zu lernen, so habe ich Demselben, auf Befehl Sr. Königl. Majestät, hierdurch sollen zu wissen thun, daß Er gegen morgen Mittag nach Potsdam kommen möchte.

Der Tag da Moses diesen Brief erhielt, war ein Freitag, und folglich der Tag, an welchem er reisen sollte, unglücklicherweise ein Sonnabend: der Tag der Ruhe, an welchem den Juden, zufolge der Gesetze des Talmuds, nicht erlaubt ist, über Land zu reisen, am wenigsten im Wagen. Moses hatte die weise Zurückhaltung, niemals sich eigenmächtig von den Gesetzen loszumachen, die seine ganze Nation beobachtete. Es ward also vom Oberlandrabbiner eine Versammlung der Gesetzverständigen veranlaßt, welche entschied: daß im gegenwärtigen Falle der ausdrückliche Befehl des Landesherrn eine Dispensation von diesem Gesetze erlaube. Sie ersuchten aber zugleich den Reisenden, daß er, um des Volks willen, welches die Umstände nicht wissen könne, aus dem Thore zu Berlin zu Fuße zu gehen, und vor Potsdam aus dem Wagen steigen, und zu Fuße hineingehen möchte.

Dies geschah. Moses ward beim Eintritte in Potsdam von der Schildwache mit einem

Wo will der Jude hin?

aufgehalten. Zu gleicher Zeit kam ein ganz junger Offizier heraus, um ihn zu examinieren. Moses gab auf Befragen, was sein Geschäft in Potsdam sei, zur Antwort: Er komme auf Befehl des Königs dahin, und überreichte dabei den obengedachten Brief. Der Fähnrich las ihn bedächtig durch: und indem er nochmals auf das Wort berühmt sah, fragte er den Philosophen:

„Worin ist Er denn so berühmt, daß Er hieher berufen wird?“

Moses, obgleich sonst sehr ernsthaft, konnte doch bei Vorfällen dieser Art, welche ihm in seinem Leben einigemal begegneten, eine gewisse Laune nicht verleugnen; antwortete daher ganz gelassen:

„Ich spiele aus der Tasche!“

„So!“ war der Bescheid, „geh Er nur in Gottes Namen!“

— *

*

Der König liebte nicht die Schmeichelei, besonders nicht ins Gesicht. Es ward bei einer solennen Gelegenheit eine Oper aufgeführt, und dazu ein besonderer Prolog gemacht. Der Poet hatte darin bei einer guten Gelegenheit auch des Königs mit Lob gedacht. Der König ließ sich aber den Prolog zur Durchsicht geben, ehe er komponiert ward; da strich er diese Stelle aus und schrieb auf den Rand: Il faut, qu'il ne soit pas question du Roi.[1]

In dem großen Marmorsaale im obern Geschosse des neuen Schlosses bei Sanssouci malte Vanloo, auf Befehl des Königs, zum Deckenstücke eine Versammlung der Götter. Dieser Maler ließ sich einfallen ein paar Famen vorzustellen, welche den Namenszug des Königs mit Lorbeern umkränzt den versammelten Göttern darbringen. Der König besah dieses Deckenstück nicht eher, als bis der Saal schon beinahe fertig war. Dem Könige gefiel überhaupt das Gemälde wegen der Härte des Kolorits nicht; als er aber seinen Namenszug erblickte, ward er äußerst entrüstet. Er befahl, daß augenblicklich alles sich darauf Beziehende sollte ausgelöscht werden. Es mußte dazu abermals ein besonderes Gerüste aufgebauet werden, das mit allen Umständen ein paar hundert Thaler kostete. Vanloo konnte sich nicht anders helfen, als eine grüne Decke über den Namenszug zu malen; denn die ganzen Figuren der Famen konnte er nicht auslöschen. Wer dieses Deckenstück betrachtet und die Umstände nicht weiß, wird nicht begreifen können, warum die Famen den Göttern etwas Verdecktes darbringen. Es ist ein Denkmal der Bescheidenheit Friedrichs des Großen.

— *

*

[1] Der König muß nicht erwähnt werden.

Der König konnte es nicht wohl vertragen, wenn er jemand etwas befahl, daß ihm in die Rede gefallen, oder gar widersprochen wurde. Ließ man ihn aber ruhig ausreden, so pflegte er mehrenteils seine Befehle, besonders wenn sie eine etwas wichtige Sache betrafen, mit den Worten zu enden: Versteht er mich auch recht? Alsdann war es Zeit, wenn man ihn entweder nicht recht verstanden hatte, es zu sagen, oder wenn man glaubte, daß er geirrt habe, seine Zweifel anzubringen und sie mit Gründen zu bestärken. Er hörte alsdann gewöhnlich gelassen zu, und wenn er die Gründe gut fand, so änderte er auch wohl seine Meinung.

Im siebenjährigen Kriege hatte der König bei einem Marsche in Sachsen in der Gegend um Freiberg und Nossen, einen Ingenieur vorausgeschickt, um die Wege zu untersuchen, durch welche die Kolonnen der Armee marschieren könnten. Dieser Offizier machte dem Könige seinen Rapport, und bezeichnete ihm den Weg jeder Kolonne. Der König ließ darauf die Adjutanten hereinkommen, und diktierte ihnen, wie gewöhnlich, die Disposition des Marsches in die Schreibtafel. Bei diesem Diktieren verwechselte der König zwei gleichlautende Namen von Dörfern, und nannte eines für die erste Kolonne, welches eigentlich die zweite passieren sollte. Der Ingenieur glaubte, wegen der Wichtigkeit der Sache, dieses Mißverständnis gleich relevieren zu müssen, und fiel dem Könige in die Rede, um anzuzeigen, worin der Irrtum läge. Der König, ohne ein Wort zu sagen, ergriff den Offizier bei der Hand, und führte ihn gerade zur Thür hinaus. Als er hernach mit dem Diktieren der ganzen Disposition fertig war, ließ er ihn wieder hereinrufen, hörte ganz ruhig an, was er zu sagen hatte, und da er den Irrtum gleich einsah, so ließ er diesen Punkt in der Disposition ändern. — *

Der König sprach einmal mit einem Gärtner von einer neuen Anlage unweit dem neuen Schlosse bei Sanssouci, und was dazu erfordert werde, sehr umständlich. Der Gärtner unterbrach den König, um einen von dessen Gedanken zu bekräftigen, und noch etwas hinzuzuthun; der König sah ihn ernsthaft an, und sagte: Erst Ich, dann Ih'r! — *

*

Wenn in des Königs Garten bei Sanssouci etwas selbst anwuchs, sah er es nicht gerne, daß man es wegnahm, wenn es auch nicht sonderlich aussah. In den bleiernen vergoldeten

Bildsäulen im Garten von Sanssouci, war, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, das Blei hin und wieder, besonders an Stellen, wo das Regenwasser stehen blieb, sehr bald verwittert. In der Lende einer Statue war hierdurch ein großes Loch entstanden, worin sich etwas Erde gesetzt, und darin das Samenkorn eines Strauches gekeimet hatte; er befahl ausdrücklich, daß dieser Strauch bleiben sollte.

In einem Bassin im Garten von Sanssouci hatte in der wenigen Erde zwischen ein paar Quadersteinen das Samenkorn eines Baumes Wurzel geschlagen, und war nach und nach ziemlich hoch geschossen. Er befahl ausdrücklich, diesen Baum zu pflegen, und als derselbe einmal von dem Winde umgebeugt ward, befahl er, ihn mit einer Stange zu stützen. — *

Einst traf er von ungefähr bei seinen Spaziergängen im Garten einen Gärtner, welcher von einigen marmornen Statuen das Moos, das sich daran gesetzt hatte, abreiben wollte. Der König fragte ihn verdrießlich, was er da mache? Der Gärtner sagte: er wolle es abreiben, weil sonst die Statuen gar zu alt und unförmlich aussähen. Laßt es doch sein, sagte der König; wollt Ihr denn nicht auch alt werden? — *

*

Gottsched sagte in seinen bekannten Unterredungen mit dem Könige in Leipzig im November 1757, wobei er sehr viel und schnell redete, allerdings viel Untreffendes, Pedantisches und und Ungereimtes; daher er auch dem Könige gar nicht gefiel, der sich vor diesen Unterredungen einen vorteilhaftern Begriff von ihm gemacht hatte. Aber hin und wieder sagte er doch etwas Gutes.

Es war unter andern von der Eigenschaft der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rauh, ungelenk u. s. w. aus; und Gottsched verteidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte, und das mit vielem Geschrei. Der König nahm dessen ungeachtet der deutschen Sprache immer mehr weg und sagte endlich: es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zu Beredsamkeit und Poesie machten. Z. B. sagte der König: „da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton, Buhler," dies wiederholte er einigemal, und drückte den Ton aufs uh.

Gottsched. „Ew. Majestät, es klingt doch ebenso wie boule."

Der König, den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Konsonanten! Mir thun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Kah und Peh (er drückte wieder auf K und P). Knap — Knip — Klop — Klotz — Krok! — Sein eigener Namen, wie hart! — Gottsched! —[1] fünf Konsonanten t-t-s-c-h! — ttsch! — ttsch! was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen!"

G. „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen, nennen wir Deutschen — Liebe — die Franzosen aber — Amuhr!"

Man kann denken, daß auch er den Ton auf das muhr drückte. Und wer noch den rauhen und schreienden Ton von Gottscheds Stimme gehört hat, und sich dessen erinnert, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das uh und r in seinem Munde geklungen habe. — *

*

Als Gottsched mit dem Könige gesprochen hatte, suchte er, in den wenigen Tagen, die der König nach der Schlacht bei Roßbach in Leipzig blieb, auch die Bekanntschaft von den Personen, die um den König waren. Einige waren auch neugierig, den Mann kennen zu lernen, und belustigten sich an seiner mit vieler Einbildung verknüpften Pedanterei. Darunter gehörte auch der englische Gesandte Mitchel. Dieser treffliche Kopf, und sonst so gutmütige Mann besaß doch bekanntlich viel Laune, und brachte Gottsched auf manche Materien, nur um ihn schwatzen zu hören. Einstmals geriet Gottsched auf die Materie von Schauspielen, und besonders wurden Shakespeare und die übrigen engländischen dramatischen Schriftsteller von ihm angeklagt, daß sie die drei Einheiten und andere Gebote des Aristoteles überträten. Der Engländer blieb dabei, daß Aristoteles nichts habe befehlen können, wonach man sich in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern richten müßte; Gottsched kam aber immer, wenn er nicht weiter

---

[1] Gottscheds armer Namen, weil der Mann zu seiner Zeit so lächerlich ward, mußte damals auf mancherlei Weise herhalten. Rabener sagte einmal an einem fröhlichen Abende, wo Gottsched oft und mit Lachen genennet ward: „Man müsse den Namen Gottes nicht mißbrauchen, sondern den Mann kurzweg Sched nennen."

konnte, auf den Aristoteles zurück, mit dessen Autorität er alles niederschlagen wollte.

Unter andern behauptete Gottsched: Ein Schauspiel müsse notwendig in fünf Akte abgeteilt sein, wovon man schlechterdings nicht abgehen dürfe. Mitchel hingegen war der Meinung: Es sei gar keine Ursache da, warum man ein Schauspiel nicht auch in sieben oder zehn Abteilungen einteilen könne. Der Dichter habe darin völlige Freiheit, und dürfe sich nur nach den Umständen richten.

G. Aber Ew. Excellenz! bedenken Sie doch! Aristoteles giebt die Regel —

M. Aber lieber Herr Professor! nehmen Sie einmal an, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen, und hätte die Regel hinterlassen: Man sollte zu Rock, Weste und Hosen mehr nicht als fünf Ellen Tuch nehmen. Nun sind Sie aber ein großer und starker Mann. Wenn Sie nun aus fünf Ellen sich nur Rock und Weste könnten machen lassen, wollten Sie dem Aristoteles zu Gefallen zeitlebens ohne Beinkleider gehen? — *

*

Der König hatte bekanntlich einen gewissen Widerwillen wider den König von Polen August III., und spielte nicht selten in der Konversation auf die schlechte Staatswirtschaft an, die damals in Sachsen herrschte. Ums Jahr 1754 kam der König auf den Gedanken, bei Sanssouci eine Bildergalerie zu sammeln. Er gab deswegen verschiedenen Personen Aufträge, Bilder von berühmten Meistern zusammen zu suchen. Diese verlangte er, wie billig, erst zu sehen, und wenn sie ihm gefielen, fragte er nach dem Preise. Besonders erhielt der bekannte Kaufmann Johann Ernst Gottskowski Aufträge dieser Art. Der König wollte insonderheit gern ein paar Gemälde von Rafael haben. Es ward deshalb nach verschiedenen Städten Italiens geschrieben. Gottskowski hatte ein solches Gemälde in Rom entdeckt, das zu verkaufen war. Der König befahl ihm, es so einzurichten, daß das Gemälde auf des Königs Kosten nach Potsdam zum Ansehen gesendet würde, und sich dabei zugleich vorläufig nach dem Preise zu erkundigen. Gottskowski berichtete dem Könige im Februar 1756: „Sein Korrespondent in Rom melde ihm, daß der Besitzer das Gemälde nicht außer Rom zum Ansehen schicken wolle, sondern es solle in Rom darauf gehandelt werden; dabei gebe man vor, der König von Polen habe auf dies Gemälde schon 30,000

Dukaten geboten, wofür man es nicht lassen wolle." Darauf bekam Gottskowski folgendes eigenhändige deutsche Antwortschreiben, das ich mit diplomatischer Genauigkeit hier abdrucken lasse:

„Ich habe einen Rafael in Handel, der nicht so teuer ist, den erwarte ich erstlich Antwort. dem Könige in Pohlen stehet frey, vor ein Tableau 30 M. Dukaten zu bezahlen, und in Sachsen vor 100 M. Rthlr. Kopfsteuer auszuschreiben, aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einen resonnablen Preis, das kaufe ich, aber was zu teuer ist, laß ich dem Könige in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen, und Imposten aufzulegen ist meine Sache nicht." — * Fch.[1]

*

Nach dem siebenjährigen Kriege, zu der Zeit da Gottskowski, nach der ersten Abmachung mit seinen Kreditoren, bald wieder ziemlich in Verfall kam, wollte er dem Könige gern ein wirklich gutes Gemälde, aber um einen ansehnlichen Preis verkaufen. Er bat den Marquis d'Argens, dem Könige solches vorzuschlagen und zu empfehlen. Er erbot sich zugleich, wenn der Kauf zu stande käme, dem Marquis die Sammlung von der Dresdner Galerie zu schenken, weil er wußte, daß derselbe seine schon sehr beträchtliche Sammlung von Kupferstichen gern damit vermehren wollte. Der Marquis wollte ungern sich mit dieser Sache befassen; doch that er es endlich, um Gottskowski, gegen den er sehr freundschaftlich gesinnt war, zu helfen. Als er denselben Abend zum Könige ging, stellte er demselben die Lage des Mannes vor, rühmte das Gemälde nach seinem Werte, sagte aber dem Könige auch geradezu, welchen Vorteil er haben würde, wenn es der König kaufte. Der König sagte lachend zu den übrigen Anwesenden: „Ich muß schon das Bild teuer kaufen, damit der Marquis die Dresdner Galerie in seine Kupferstichsammlung bekommt." Er kaufte es nachher auch wirklich. — *

*

Im neuen Schlosse bei Sanssouci, im untern Geschosse im Konzertzimmer, sieht man fünf große Gemälde von Solimena, welche in die vergoldete Boiserie eingesetzt sind. Es sind folgende Vorstellungen: Diana und Endymion, Acis und

---

[1] Der König pflegte bekanntlich, wegen der sehr vielen Unterschriften, nur mit einem Fh in einem Zuge, der ein ch vorstellte, zu unterschreiben.

Galathea, Venus und Adonis, Zephyr und Flora, Bacchus und Ariadne.

Die Geschichte dieser Gemälde ist sonderbar. Der römische Kaiser Franz hatte sie im Jahre 1759 oder 1760 gekauft, und hatte sie in seinen Zimmern in einem Lustschlosse (wenn ich nicht irre, in Laxenburg) aufstellen lassen. Der Kaiserin Maria Theresia, welche bekanntlich sehr devot, und besonders in ihren Begriffen von der Keuschheit, und von dem, was unreine Gedanken erregen könnte, höchst strenge war, schienen die nackenden Figuren auf diesen Bildern sehr anstößig; und sowohl sie als der Beichtvater des Kaisers, der bekannte Jesuit P. Parhammer, wendeten alles an, um ihn zu bewegen, diese Bilder aus seinen Zimmern wegzuschaffen: aber er wollte sich nicht dazu bereden lassen. Endlich, sagt man, nahm die Kaiserin den Vorwand von einer Feier des Namenstages des Kaisers, seine sämtlichen Zimmer in seiner Abwesenheit anders und prächtiger möblieren zu lassen; und auf diese Art wurden die Gemälde auf eine ungezwungene Weise weggeschafft. Die Kaiserin schenkte sie an einen ihrer Kammerdiener, mit der ausdrücklichen Bedingung, sie gleich aus dem Lande zu schaffen, der sie denn durch einen Unterhändler an Gottskowski in Berlin verkaufte. Dieser ließ sie bald nach dem siebenjährigen Kriege bei einer Gelegenheit dem Könige an einem dritten Orte vorzeigen; dem sie aber nicht gefielen, weil sie von der ersten Manier des Solimena sind, und nicht ein Kolorit haben, wie es der König eigentlich liebte. Gottskowski, welcher die Bilder gern verkaufen wollte, adressierte sich ein paar Jahre nachher an den Marquis d'Argens, um sie dem Könige zu empfehlen. Der Marquis wollte sich lange damit nicht befassen. Endlich gab es eine gute Gelegenheit.

Der König führte einmal den Marquis im Jahre 1768 durch die Zimmer des neuen Schlosses, deren Möblierung zum Teil noch nicht ganz fertig war. Er zeigte ihm in jedem Zimmer, wie er es angeordnet hatte, und bei denen, die noch nicht fertig waren, erzählte er ihm, wie sie sollten eingerichtet werden, und wie jedes aussehen würde. Nur bei dem Konzertzimmer war er noch unentschlossen. Es sollte wie gewöhnlich boisieret[1] und einige Gemälde in die Täfelung eingesetzt werden.

[1] Der König ließ alle seine Konzertzimmer ganz austäfeln, weil in solchen mit Holz getäfelten Zimmern die Musik am besten klingt. Merkwürdig ist es, daß er zugleich in alle Konzertzimmer seiner Schlösser auch Gemälde hängen ließ. Er wollte zwei Sinne zugleich vergnügen.

Nun sagte der König: Es wäre ihm verdrießlich, daß sich unter seinem Vorrate von Gemälden gerade keins von der Größe fänden, wie sie sich dahin schickte; er wäre zwar erst willens gewesen, sich ausdrücklich Gemälde dazu malen zu lassen; aber es würde ihm unangenehm sein, so lange auf deren Beendigung zu warten, da er gern das ganze Schloß fertig haben und brauchen wollte. Hier sagte d'Argens: „Sire, ich glaube, ich habe gefunden, was Sie suchen. Gottskowski hat fünf Gemälde von Solimena, welche gerade die Größe haben werden, daß sie sich in dieses Zimmer schicken."

Der König ließ sich darauf diese Bilder zum Ansehen bringen. Bei Erblickung derselben sagte er gleich: Er habe diese Bilder schon irgend einmal gesehen. Der Marquis widerstritt dieses als unmöglich, weil sie Gottskowski aus Österreich bekommen hätte. Denn Gottskowski hatte zwar dem Marquis die Geschichte dieser Bilder in Österreich erzählt, aber ihm nicht gesagt, daß er diese Gemälde dem Könige schon einmal am dritten Orte, als wie von ungefähr, hatte zu Gesicht kommen lassen; sonst würde er sich noch weniger damit befaßt haben. Der Marquis erzählte nun dem Könige die Geschichte von der Kaiserin auf eine launige Art, die den König belustigte. Der König ließ sich überreden, er müsse sich darin irren, daß er glaube, diese Stücke gesehen zu haben, und kaufte sie endlich, ungeachtet sie ihm sonst nicht sehr gefielen; hauptsächlich weil sie von der Größe waren, die er gerade brauchte, vielleicht auch mit darum, weil sie dem Kaiser Franz gehört hatten.

— *

*

Ich habe erzählt, daß der König nach der berühmten Schlacht bei Leuthen sich noch denselben Abend unter mancherlei sonderbaren Vorfällen nach Lissa begab, wo er auf dem Schlosse eine ziemliche Anzahl österreichischer Stabs- und anderer Offiziere fand, welche daselbst zu Gefangenen gemacht wurden. Nachdem er sich mit denselben unterhalten, und die Parole nebst der Disposition zur Verfolgung des Feindes ausgegeben hatte, sagte er zu dem Eigentümer dieses Schlosses, dem Baron M., er wäre wirklich hungrig; er möchte ihm was zu essen geben lassen. Der Baron war in ziemlicher Verlegenheit. Die österreichischen Offiziere waren eben deshalb im Schlosse zu Lissa so lange geblieben, weil sie, eben sowohl wie der König von Preußen, seit frühem Morgen nichts gegessen hatten, und also hungrig waren. Es war für sie aufs

beste alles zugerichtet worden, was man nur auf dem Schlosse und im Dorfe hatte zusammenbringen können, und es war kein Vorrat mehr vorhanden. Kein anderer Rat blieb übrig, als von demjenigen, was etwa noch in den Schüsseln der Überwundenen übrig geblieben war, für den Überwinder etwas zu einer Art von Ragout zusammmen zu suchen und ihm vorzusetzen. Nie hat wohl ein solches zusammengelesenes Ragout jemand besser geschmeckt. Der König aß mit herzlichem Appetite, war dabei äußerst aufgeräumt, und unterhielt sich mit dem Baron von M., der ihm bei seiner frugalen Abendtafel aufwartete. Plötzlich sah der König den Baron steif an, und sagte mit einer Art von bedeutender Miene:

„Mein lieber M.! kann Er Pharo spielen?"

Der Baron, welcher wohl wußte, daß der König die Hazardspiele haßte, war in einiger Verlegenheit und sagte stammelnd

„In meiner Jugend —"

Der König versetzte:

„So weiß Er doch was va banc ist; das hab' ich heute gespielt!" — *

*

Es war zwischen dem Prinzen Karl von Lothringen und dem Feldmarschall Daun überhaupt eben kein sonderliches Einverständnis, besonders vor der Bataille von Leuthen. Denn Daun wollte die Preußen in dem verschanzten Lager bei Breslau, welches der Herzog von Bevern inne gehabt hatte, erwarten. Aber der Prinz Karl oder vielmehr seine Ratgeber, welche den kleinen Haufen der Preußen verachteten, rückte wider dessen Rat bis über das Schweidnitzsche Wasser vor. Als am Morgen der Schlacht der Prinz Karl und seine Adjutanten mit Anordnung der Truppen beschäftigt waren, ritt der Feldmarschall Daun hin und her vor der Front. Er ließ einen Bauern aus Leuthen holen, und fragte ihn nach dem Namen der dort herum liegenden Dörfer, Berge, Flüsse und Wälder. Er zeigte unter andern mit dem Stocke auf eine Turmspitze, welche über einen Berg hervorragte, und fragte: „Was ist das?" Der Bauer, welcher glaubte, der Feldmarschall meine den Berg, antwortete: „Ew. Excellenz, das ist der Berg, von welchem unser König vor dem Kriege alljährlich die Österreicher herunterjagte." (Denn es war dies bei den jährlichen Revüen der niederschlesischen Truppen die Gegend, wo zwei Heere gegen einander manövrierten.) Daun kehrte sich zu seinem Gefolge und sagte: Messieurs! Voilà un mau-

vais augure![1] Dies erzählte ein österreichischer Grenadierhauptmann preußischen Offizieren, die er in der Gefangenschaft eskortierte. — *

*

Als der König im Jahre 1770 den Kaiser zu Neustadt in Mähren besuchte, unterhielt er sich oft mit dem General Laudon, und fand Vergnügen an der Unterhaltung mit diesem großen Feldherrn und so edlem als bescheidenen Manne. Der König wußte sehr wohl, daß derselbe damals noch Feldzeugmeister war, aber er redete denselben beständig Mr. le Maréchal (Herr Feldmarschall) an, um zu verstehen zu geben, daß er diese Würde verdiene. — *

Eines Tages war zahlreiche Cour, und in dem Zimmer, worin der König sich befand, war zufälligerweise die eine Thüre halb offen, so daß er verschiedene Personen, welche in dem Gedränge jenseit standen, nicht sehen konnte. Er hatte denselben Tag Laudon noch nicht gesehen, und fragte einen Nebenstehenden, ob er nicht da wäre? Derselbe antwortete: „Sire! da steht er, hinter der Thür!“ Der König wendete sich zu einem nebenstehenden Stabsoffiziere von seinem Gefolge, und sagte lächelnd halblaut: „Freilich! Mit allem seinem Verdienste ist er noch immer hinter der Thür!“ — *

In dem Leben Laudons (Wien 1789) wird fälschlich gesagt: Als Laudon 1740 preuß. Kriegsdienste gesucht habe, habe der König gesagt: „Der Mensch ist mir zuwider,“ und habe ihn deshalb nicht angenommen. Es ist gewiß, daß dieser junge Krieger damals den König nicht gesprochen hat. Es wäre auch wirklich eine sonderbare Ausnahme von der Regel gewesen, wenn dem Könige, der viel nach Physiognomie urteilte, ein so offnes und biederes Gesicht nicht sollte gefallen haben. Die wahrscheinlichste Sage von dieser Sache ist: der Oberste v. Nassau trat zu Ende des Jahres 1740 in preußische Dienste als Generalmajor, unter der Bedingung, ein neues Dragonerregiment zu errichten. Mit ihm kam auch aus sächsischen Diensten der Obristlieutenant von Kyau, als Obrister und Commandeur des neuen Regiments. Dieser errichtete im Jahre 1741 die drei ersten Schwadronen dieses Regiments in einer Vorstadt von Breslau. Er hatte vom General v. Nassau die Kommission, die noch fehlenden Subalternenoffiziere, die nicht aus Sachsen mitgekommen waren, zu engagieren. Dazu meldete

[1] „Meine Herren! das ist eine üble Vorbedeutung.“

sich der jetzt so berühmte Laudon auch. Es hatten sich aber mehrere gemeldet als angesetzt werden konnten. Kyau suchte andere Offiziere aus; daher blieb Laudon (der, nach geendigtem Türkenkriege, 1739 seinen Abschied aus russischen Diensten als Lieutenant genommen, und bis dahin auf seinem väterlichen Gute Toozen in Livland gelebt hatte) mit mehreren andern zurück, und ging nachher in österreichische Dienste, unter das Trenkische Corps.

*

Um zu zeigen, daß der König schon vor ausgebrochenem Kriege darauf dachte, das neue Nassauische Dragonerregiment zu errichten, und daß er auch dem General von Nassau wirklich auftrug, die Offiziere vorzuschlagen, lasse ich ein über die Formierung dieses Regiments an den Königl. Residenten in Dresden, Kammerherrn von Ammon ergangenes K. Kabinettsschreiben aus dem Originale abdrucken. Es ist zugleich ein kleiner Beitrag zur preußischen Kriegsgeschichte:

„Votre Depeche du 25. du courant M'est bien parvenuë, & y ayant vu les Conditions auxquelles le Colonel de Nassau s'offre de lever un Regiment de Dragons pour Mon service; Je veux bien Vous dire là dessus, que quant à l'article 1. le dit Colonel sera contenté touchant le charactere de Major-General, pourvu qu'il leve un Regimens de 10 Esquadrons, dont J'aurai lieu d'étre content. 2. l'Etat de ce Regiment sera reglé alors sur le meme pied de Mes autres Regimens de Dragons de dix Esquadrons, comme sont ceux de Schulenburg, Platen &c. 3. Pour l'enrollement de chaque homme, Je ferai bonifier dix Ecus. 4. La Remonte sera fournie de Moi, de meme que 5. les armes & l'uniforme, 6. les Beymondirungsstücken seront bonifiez selon le Reglement & de la meme maniere, que cela se pratique auprès de Mes autres Regiments de Dragons. 7. l'Equipage de Campagne, les Chariots de Bagage, l'apoticairie de campagne, les Drapeaux, les Timbales & les Tambours, avec les Instruments des Hautbois, seront accordés à ce nouveau Regiment de la meme maniere comme cela se fait auprès de Mes autres Regiments. 8. le Terme de 18 Mois pour la levée de ce Regiment m'etant absolutement trop eloigné, Je ne saurai accorder plus de temps, que six Mois, au bout desquels il faut, que ce Regiment soit complet; condition dont Je ne saurois departir. La solde sera payée, à mesure que les hommes seront effectivement engagés, à compter du Jour de l'enrollement de

chacun d'eux. Quant à l'article 9. Je ne saurois pas encore M'expliquer sur les quartiers que Je ferai assigner pour ce Regiment, mais d'abord qu'il y aura un pied de ce Regiment les Quartiers seront reglés d'une maniere que le Colonel de Nassau aura lieu d'etre content. 10. Touchant la grandeur des hommes, Je serai content de gens de la grandeur de 5 pieds & 4, 5 & 6 pouces, gens sains & robustes, ni trop jeunes ni trop agés, mais entre 24 & 40 Ans. 11. Les circonstances presentes de Mes autres Regiments, ne permettant pas, qu'ils puissent fournir de bas-Officiers & de Dragons, pour faire un bon pied au nouveau Regiment, il faut que cet Article cesse; mais quant au 12. le Colonel de Nassau pourra etre persuadé, que J'aurai tous les egards possibles pour les Officiers qui me seront presentez de sa part, & de la Conduite, de la Capacité & de la Fidelité desquels il voudra repondre, surtout tacherai - Je d'accommoder le Lt. Colonel Baron de Kiau autant que les circonstances le permettront. Ce sont là mes Resolutions sur les Conditions que le dit Colonel a proposées, dont Vous l'informerez pour savoir à quoi il se determinera. Vous ne manquerez pas de m'en informer le plutot possible, & Je suis

a Ruppin, Votre affectionné Roy
ce 28. de Novembre 1740. Fédéric."[1]

*

[1] Ihre Depesche vom 25. d M. ist Mir zugegangen, und nachdem Ich daraus die Bedingungen ersehen habe, unter denen der Oberst von Nassau sich zur Errichtung eines Dragonerregimens für Meinen Dienst erbietet, so will Ich Ihnen in Bezug darauf erklären, daß in betreff des Artikels 1 der genannte Oberst den Rang eines General-Majors erhalten soll, unter der Voraussetzung, daß er ein Regiment von 10 Schwadronen errichtet, mit dem Ich zufrieden sein kann. 2. wird der Etat dieses Regiments dann auf demselben Fuße geregelt werden, wie bei Meinen andern Dragonerregimentern von 10 Schwadronen, als da sind Schulenburg, Platen rc. 3. werde Ich für die Einschreibung jedes Mannes 10 Thaler vergüten lassen. 4. wird die Remonte von Mir geliefert werden, ebenso wie 5. die Waffen und die Uniform, 6. die „Beymondirungsstücken" werden nach dem Reglement und in derselben Weise vergütet werden, wie es bei Meinen andern Dragonerregimentern gehalten wird. 7. werden die Feldequipagen, die Bagagewagen, die Feldapotheke, die Fahnen, die Pauken und Trommeln, sowie die Blaseinstrumente diesem neuen Regiment in derselben Weise bewilligt werden, wie dies bei Meinen andern Regimentern geschieht. 8. Da der Termin von 18 Monaten für die Errichtung dieses Regiments Mir durchaus zu lang ist, so kann Ich keine längere Zeit als sechs Monate

Der König sah in allem aufs Große, aufs Ganze, aufs Allgemeine, weniger aufs Förmliche und Abgemessene. Er bekümmerte sich freilich auch um das Detail, aber nur alsdann, wenn das Detail notwendiges Mittel zum Zwecke war, oder allenfalls hin und wieder um die nötige Aufmerksamkeit anderer auf das Detail zu erwecken. Dies fand bei ihm in den größten Gegenständen statt, so wie in den kleinsten; in der Regierungskunst, in der Politik, beim Militär, und in seinem häuslichen Leben. Dies sah man auch bei seinem Reiten.

Der König war ein rascher und kühner, aber kein kunstmäßiger Reiter. Er war hinsichtlich des Reitens selbst kein schulmäßiger Kavallerist, ungeachtet es seinem scharfen Blicke in das wahre Wesen des Kavalleriedienstes zuzuschreiben ist, daß die preußische Reiterei auf den hohen Grad der Vollkommenheit gekommen ist. Sich mit seinem Pferde viel zu beschäftigen, dazu hatte er gewöhnlich, wenn er ritt, viel wichtigere Dinge im Kopfe. Er führte das Pferd gut in der Hand, ritt gewöhnlich sehr schnell und im Galopp, oft, auch schon da er ziemlich alt war, in gestreckter Carriere. Er schloß nicht, saß aber gut im Gleichgewichte. Er trieb das Pferd

---

bewilligen, nach deren Ablauf dieses Regiment vollzählig sein muß; eine Bedingung, von der Ich nicht abgehn kann. Der Sold wird nach Maßgabe der wirklichen Verpflichtung der Leute bezahlt werden, vom Tage der Einschreibung eines jeden von ihnen an gerechnet. Was den 9. Artikel betrifft, so kann Ich Mich noch nicht über die Quartiere erklären, die Ich diesem Regiment anweisen lassen werde, aber sobald ein Fuß von diesem Regiment da sein wird, so sollen die Quartiere derartig angeordnet werden, daß der Oberst von Nassau Ursache haben wird, damit zufrieden zu sein. 10. Hinsichtlich der Größe der Mannschaften werde Ich mit Leuten von 5 Fuß und 4, 5 und 6 Zoll zufrieden sein, gesunden und kräftigen Leuten, die weder zu jung noch zu alt sind, aber zwischen 24 und 40 Jahren. 11. Da die augenblicklichen Umstände bei Meinen andern Regimentern nicht gestatten, daß dieselben niedere Offiziere ꝛc. für Dragoner liefern könnten, um das neue Regiment auf guten Fuß zu stellen, so muß dieser Artikel fortfallen; aber hinsichtlich des 12. kann der Oberst von Nassau überzeugt sein, daß Ich auf die Offiziere, die Mir von ihm vorgeschlagen werden, und für deren Aufführung, Fähigkeit und Treue er die Verantwortung übernehmen muß, jede mögliche Rücksicht nehmen werde, besonders werde Ich suchen den Oberstlieutenant Baron v. Kiau zu befriedigen, soviel es die Umstände erlauben. Dies sind Meine Entschlüsse über die Bedingungen, die genannter Oberst vorgeschlagen hat, von denen Sie ihn in Kenntnis setzen werden, um zu erfahren, wozu er sich entschließt. Sie werden nicht ermangeln mich hiervon so schnell als möglich zu benachrichtigen ꝛc. Ich bin

Ruppin, den 28. November 1740.

Ihr wohlgeneigter König
Friedrich.

bloß mit der Zunge und mit gelinden Hilfen an. War es nachlässig oder widerspenstig, so konnte er es nicht mit dem Sporen strafen, weil er keine Sporen trug, sondern mit dem Stocke und zwar zwischen die Ohren, woran seine Pferde gewöhnt waren; doch geschah dies nicht oft.

Der König achtete überhaupt keine Gefahr, also auch nicht, wenn er durchs Reiten in Gefahr kam. Er sah nur auf den einem Feldherrn beim Reiten nötigen Zweck, geschwind fortzukommen. Wenn ein Pferd unvermutet eine Unart zeigte, oder sich scheute, so war er nicht ganz sicher im Sattel. Er war zwar in solchem Falle nichts weniger als dekontenanciert, sondern nahm das Pferd gut zusammen. Wenn aber dasselbe sich bäumte, oder allzuscheu war und ihm nicht folgte, auch wohl, wenn er wichtigere Dinge vor sich hatte, und alsdann aufs Pferd nicht acht gab, so stürzte er leicht. Es ist dies oft geschehen, aber immer ohne sonderliche Beschädigung, außer ein einzigesmal; obgleich die Umstände oft gefährlich schienen. Ebenso sind in mehreren Schlachten Pferde unter ihm totgeschossen worden, ohne daß er merklich beschädigt ward. Er zeigte in allen solchen Fällen immer seine gewöhnliche Besonnenheit. Wenn er mit einem Pferde gestürzt war, so ritt er es nie wieder, sondern verschenkte es gewöhnlich nach einiger Zeit.

Der König ritt gewöhnlich keine andere, als lauter englische Pferde. Er pflegte deshalb oft einen von seinen Stallmeistern nach England zu schicken, um die nötigen Reitpferde zu kaufen. Im Anfange seiner Regierung geschah dies durch den Stallmeister Sainson, nach dessen Ableben durch den Stallmeister Tittel, und, nachdem dieser verabschiedet worden, durch den noch lebenden Stallmeister Herrn Wollney, welcher auch unter der jetzigen Regierung vortreffliche Hengste aus England, Spanien und Marokko geholt hat. Die Schönheit der Pferde war eins von den Haupterfordernissen, welche der König verlangte, nächstdem das Vermögen, und daß sie keine grobe Unarten hatten. Auf die Farben sah er so sehr nicht; nur Schecken hatte er nicht gern, hat überhaupt nur zwei, und seit 1756 gar kein solches Pferd gehabt. Die gewöhnlichsten Farben waren Braune, Füchse und Schimmel. Er mochte es wohl leiden, wenn die Braunen eine weiße Blässe vor der Stirne hatten, und unten an den Füßen weiß waren. Unter den Füchsen waren Zobelfüchse, Goldfüchse und Schweißfüchse hinsichtlich der Farbe ihm am liebsten, unter den Schimmeln die Rotschimmel. Ein Rappe mußte schön gezeichnet sein, wenn er angenehm sein sollte. Der König wünschte lange ein gutes

mausefahles Pferd zu haben, weil aber diese Farbe in England äußerst rar ist, so konnte er niemals eins erhalten. Er besaß aber einmal ein englisches Tigerpferd von äußerst seltener Farbe und Schönheit. Der Grund war schön hellweiß, und der ganze Leib hatte zirkelartige rote Flecken, bis an den Hals, wo sie in die fliegenschimmliche Art fielen. Dieses schöne Pferd war zugleich eines der ersten am Vermögen. Der König hatte 900 Rthlr. dafür bezahlt.

Die Anzahl der Reitpferde war nicht bestimmt. Indessen kann man im Durchschnitte rechnen, daß er zwischen 40 und 60 hatte. Im Jahr 1754, da der König schon den Krieg vermutete, schickte er den Stallmeister Sainson nach England, welcher im folgenden Jahre 22 Pferde auf einmal brachte. Außerdem kaufte der König von den englischen Pferdehändlern Kissel und Sitlington noch 28 Pferde, so daß damals der königl. Stall an 100 Reitpferde enthielt. Von denselben nahm er im Jahre 1756, als er zu Felde ging, 36 der auserlesensten mit, und ließ die übrigen, so wie er sie brauchte, nachkommen.

Die Pferde des Königs wurden so zugeritten, daß sie nicht allein auf die geringste Hilfe und Wadendruck zum leichten Galopp anspringen, sondern auch bei allen Fällen thätig und folgsam sein mußten, und sich vor nichts scheueten. Sie mußten vorzüglich in der Hand sehr gesichert sein. Wenn, wie beim Exerzieren oft der Fall war, verkehrte Hilfen und auch wohl merkliches Zerren erfolgte, mußte dennoch das Pferd sich nicht zornig bezeigen, noch weniger in die Höhe gehen, welches der König schlechterdings nicht leiden konnte. Wenn neue schöne Pferde angekommen waren, hatte er zuweilen großes Verlangen, eines oder das andere bald zu reiten, und fragte oft, ob es noch nicht zugeritten wäre. Jedoch war er auch so billig, es nicht übel zu nehmen, wenn der Stallmeister antwortete, das Pferd sei noch nicht fertig, und bestieg es nicht eher, als bis der Stallmeister erklärte, daß es mit Sicherheit geschehen könnte.

In den letzten Jahren, als der König anfing das Chiragra zu bekommen, befahl er zuweilen, daß das Pferd, was er reiten wollte, etwa eine halbe Stunde vorher von dem Stallmeister geritten werden mußte, damit es desto sicherer wäre. Zuweilen, wenn der König ein Pferd lange nicht geritten hatte, thaten es auch die Stallmeister von selbst, aus Vorsicht, ohne ausdrücklichen Befehl. Nachdem er durch das Podagra mehr Kräfte verlor, brachte in Potsdam der Stallknecht, welcher das

Pferd vorführte, einen besondern zu diesem Behuf gemachten Klotz mit, von wo der König in den linken Steigbügel stieg. In Berlin stand nur ein Bereiter (welcher ehemals in Diensten des Generals von Seydlitz gewesen war) beim Aufsteigen beim Pferde des Königs. Er griff auf eine nicht sehr merkliche Art, mit einem besondern Vorteil, indem der König den linken Fuß in den Steigbügel setzte, den König fast unmerklich unter den Arm, und half ihm in die Höhe, da sich denn der König in den Sattel schwang. Zuweilen that es zu gleicher Zeit auf der andern Seite ein Leibpage.

Wenn der König ein Pferd geritten hatte, legte er ihm einen Namen bei, welcher gewöhnlich entweder von der Gestalt oder den Eigenschaften des Pferdes hergenommen war. Man konnte daher meist aus dem Namen, den er einem Pferde gab, auf die Meinung schließen, die er von dessen Gemütsart und Kräften hatte. Zuweilen gab er auch den Pferden Namen von bekannten Personen. Ein einzigesmal gab er einem Pferde, von dessen äußerm Ansehen er sich nicht viel versprach, ehe er es ritt, den Namen Wackelhans. Als er es nachher bestieg, und es wider Vermuten sehr gut fand, taufte er es um, und gab ihm den Namen des Stallmeisters, der es so gut zugeritten hatte. Als der König im Jahre 1762 von Leipzig aus den Feldzug eröffnete, blieben fünf neue schöne englische Pferde, welche erst zu Anfange des Jahres von Potsdam gekommen, und noch nicht völlig rittig waren, in Leipzig mit andern Pferden zurück, um noch völlig zugeritten zu werden. Der König hatte aber ein solches Verlangen darnach, daß er aus dem ersten Hauptquartiere sie nachkommen ließ. Viere von diesen bekamen die Namen von den damaligen berühmtesten Ministern in Europa, Brühl, Choiseul, Kaunitz und Pitt. Das schönste Pferd unter den fünfen, ein Rotschimmel (von welchem ich unten noch einmal reden werde) bekam, sobald er es das erste Mal geritten hatte, den Namen Cäsar. Unter den schönsten und zugleich vorzüglichsten Pferden, welche der König gehabt, waren der Tiger, der Springer, der Zornige, Cerberus, Brillant, der Sternrappe, der junge Braune, und der lange Fuchs.

Der König kannte alle seine Reitpferde genau, nach ihren Eigenschaften, auch die, welche er selten ritt. Er ließ sich von Zeit zu Zeit, wenn Veränderungen mit den Pferden vorgegangen waren, ein Verzeichnis von ihren Namen geben; und im siebenjährigen Kriege trug er es beständig in der Tasche, um nach diesem Verzeichnisse teils an verschiedene Orte Pferde

zu versenden, wo er sie brauchte, teils um diejenigen herauszusuchen, welche er verschenken wollte. Er verschenkte Pferde, teils wegen Alters, teils wegen einiger Fehler, teils wenn Remonte von neuen Pferden angekommen war, teils wenn er jemand seine Gnade bezeigen wollte. — * ·

*

Der König hat drei Pferden aus besonderer Zuneigung das Gnadenbrot gegeben, das heißt, nachdem sie alt geworden, sie bis an ihren Tod füttern lassen: dem Molwitzischen Schimmel, dem Cäsar und dem Cerberus.

1) Der Molwitzische Schimmel hatte noch dem König Friedrich Wilhelm I. angehört. Dies Pferd war so brav, daß es der König mit in den ersten schlesischen Feldzug nahm, ungeachtet es damals schon wenigstens sechzehn Jahr alt war. Es hieß damals der lange Schimmel. In der Schlacht bei Molwitz ritt der König eines von seinen besten Pferden, der Sternrappe genannt, welches gleichfalls seinem Herrn Vater gehört hatte. Als aber der König, auf Zureden des Feldmarschalls Schwerin, endlich das Schlachtfeld verließ, forderte er den langen Schimmel, und bestieg ihn. Dies Pferd machte in der Nacht den eiligen Ritt nach Oppeln und wieder zurück, nach aller Berechnung wohl an vierzehn Meilen, ohne Futter, und beinahe ohne auszuruhen. Hierauf verlangte der König weiter keinen Dienst von demselben, sondern ließ dies damals schon alte Pferd im folgenden Feldzuge zurück, und befahl, daß es, so lange es lebte, gefüttert werden sollte.

Dieses Pferd wurde an vierzig Jahr alt. Es wurde auf Befehl der Königs, bei schönem Wetter, öfters ohne Führer in den Lustgarten gelassen, daß es nach seinem Gefallen herumlaufen und weiden konnte. Wenn dies zur Exerzierzeit geschah, und die Junker die Fahnen vom Schlosse herunterbrachten, da denn von sämtlichen Trommelschlägern Marsch geschlagen ward, setzte sich das alte Pferd aus eigenem Antrieb auf die Croupe und traversierte, bis die Fahnen und Trommelschläger vorbei waren. Ein paar Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, da dies Pferd schon über dreißig Jahr alt war, verlangte es der König zu Anfange der Exerzierzeit unvermutet wieder zu reiten. So wie die Fahnen kamen und Marsch geschlagen wurde, beschäftigte es sich unter dem Könige freiwillig mit croupieren und traversieren, bis sie vorüber waren; welches dem König sehr vergnügte. Er ritt es nach-

her noch zuweilen beim Exerzieren im Lustgarten, aber jedesmal nur eine halbe Stunde lang.

Als die österreichischen Truppen im J. 1760 in Potsdam waren, wollten die österreichischen Husaren dies Pferd nebst einem andern, dem sogenannten jungen Braunen, welcher altershalber allein von den königl. Pferden war zurückgelassen worden, mit sich nehmen. Beide alte Pferde mußten viele Schläge erleiden, weil sie nicht fort konnten. Der Schimmel aber konnte doch nicht weiter, als bis in den Lustgarten gebracht werden. Der junge Braune aber, welcher bei weitem nicht so alt, und noch besser auf den Beinen war, ward mitgenommen.

Der Molwitzische Schimmel lebte noch bis 1762, und ward, nach dem hinterlassenen Befehl des Königs, von den Königl. Reitknechten auf dem Hofe des Königl. Kutschenstalls begraben.

2) Cäsar war, wie ich oben erzählt habe, ein großer und ausbündig schöner Rotschimmel, den der König 1762 kaufte. Er konnte es beinahe nicht erwarten, dies Pferd, das noch nicht völlig zugeritten war, zu besteigen; so daß der Stallmeister in einiger Verlegenheit war, als es der König das erste Mal ritt. Cäsar aber hielt sich so gut, daß der König gleich erklärte: Er habe niemals ein besseres Pferd geritten. Dasselbe hatte er auch beständig sehr lieb. Er ritt dies Pferd den 16. August d. J. im Treffen bei Reichenbach in Schlesien, als die österreichische Armee das kleine Corps des Herzogs von Bevern aufheben wollte, und der König dasselbe befreiete; und darauf neun Tage nach einander, welches etwas ganz Ungewöhnliches war; auch sonst sehr oft in dem siebenjährigen Kriege.

Als der König nach dem siebenjährigen Kriege den 21. April 1763 das erste Mal von Berlin nach Potsdam ging, geschah die Reise zu Pferde, und der König ritt so scharf, daß er (wie gewöhnlich mit untergelegten Pferden) die zwei Meilen von Berlin bis Zehlendorf gerade in einer halben Stunde ritt. Da er aber auf dem letzten Relais vor Potsdam den Cäsar fand, wollte er denselben nicht angreifen, sondern ritt die letzte Meile langsamer, daher auf den zwei Meilen bis Potsdam dreiviertel Stunden zugebracht wurden.

Cäsar ward auch sehr alt, und lebte bis wenige Jahre vor des Königs Tode.

3) Cerberus war ein sehr schöner Rappe mit weißer Blässe, und unten weiß an den Füßen. Der König liebte

dies Pferd wegen seines schönen Baues, und schonte es sehr. Er ritt es während des siebenjährigen Krieges bloß auf Märschen, nie aber im Treffen, weil er befürchtete, es möchte verwundet oder erschossen werden. In der Schlacht bei Kunersdorf war der König dessenungeachtet anfänglich willens, es zu reiten, und es war auf seinen Befehl schon gesattelt und vorgeführt. Er änderte aber seine Meinung, und wählte ein anderes Pferd, den Scipio, welcher auch in dieser Schlacht erschossen ward. — *

*

Das einzige Mal, da der König beim Stürzen mit dem Pferde ein Unglück hätte haben können, war ein Vorfall in Potsdam im Sommer 1755, als der König einen Besuch von seiner Frau Mutter bekam. Er war in der Stadt Potsdam, und wollte herausreiten, um seine Frau Mutter in Sanssouci zu empfangen. Es ward ihm dazu ein Pferd vorgeführt, welches ein neuer Bereiter zugeritten hatte, welcher vermutlich des Königs Art noch nicht ganz kennen mochte. Dieses Pferd war aber noch zu ungelehrig. Sobald der König im Sattel war, bäumte es sich verschiedenemal, und machte so viele Sätze, daß der König mit solcher Gewalt zur Erde geworfen ward, daß man ihn in dem ersten Augenblicke für tot hielt. Er erholte sich zwar nach einigen Minuten, hatte aber so viele Beschädigungen, besonders am Haupte, daß er sich mußte verbinden lassen. Der König, besorgt wegen der Unruhe, die seine Frau Mutter haben würde, welche unterdessen in Sanssouci angekommen war, setzte sich, sobald er verbunden war, auf ein ander Pferd, und ritt heraus nach Sanssouci; aber er war vom Falle so sehr betäubt, daß er nicht lange ausdauern konnte, sondern mußte sich nach einer halben Stunde wieder zurück nach der Stadt fahren lassen.

Sonst hat der König nie, wenn er mit dem Pferde stürzte, sonderlichen Schaden genommen. Ein merkwürdiger Fall, und der fast von niemand wahrgenommen ward, war folgender: Als der König im Jahr 1769 zu Neiße einen Besuch vom Kaiser hatte, bat sich der Kaiser aus, das Regiment des Generals Seydlitz manövrieren zu sehen. Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand als etwa

hundert Schritt seitwärts der General Seydlitz mit seinem Regimentschirurgus. Unvermutet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Vermutlich war der König vorher stark geritten, das Pferd war warm geworden, und da der König, welcher seine Aufmerksamkeit auf die manövererienden Truppen gerichtet hatte, wahrscheinlich auf dasselbe nicht acht gab, nahm es die Gelegenheit wahr, den juckenden Schweiß sich abzuwälzen. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, vermutlich, weil er einigermaßen sich noch hatte Hilfe zum Herabspringen geben können; das Pferd aber, nachdem es sich ein paar Minuten gewälzt hatte, sprang auf und lief davon. Der Regimentschirurgus erschrak, und fragte den General, ob er zum König reiten sollte, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: „Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß jemand so etwas bemerkt, besonders, wenn es ohne Schaden abgeht.“ Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten sollte, um für den König eines von des Generals Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe“ (womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen, zielte). So stand der König wohl beinahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war. Die Königl. Reitknechte bemerkten in der Ferne das herumschweifende Pferd, fingen es nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, und brachten es dem Könige wieder, welcher sich sogleich wieder darauf setzte, auch weiter mit niemand über diesen Vorfall sprach. — *

Einstmals riß dem Könige das Bauchgurt unter dem Sattel, welcher also herunter fiel, so daß der König mitfallen mußte. Er bestieg ein ander Pferd, und sagte bloß lächelnd: „Mein Oberstallmeister ist sparsam mit dem Reitzeuge!“ — *

Als der König einmal im August zur Musterung des Artilleriecorps zu Berlin, von Potsdam nach Charlottenburg, und wie gewöhnlich in starkem Galoppe ritt, stürzte er durch einen unbekannten Vorfall ganz unvermutet auf dem großen Platze vor dem Schlosse zu Charlottenburg. Das Pferd blieb stehen, der König aber ward von der Stärke des Falls (da es

lange trocken Wetter gewesen war) beinahe in den dortigen tiefen Sand begraben; so daß sein Kleid vor Staub kaum zu kennen war. Sein Gefolge sprang sehr erschrocken hinzu, besonders hatte sich der Stallmeister so entsetzt, daß er beinahe außer sich war. Der König, der gleich wieder auf die Füße kam, mochte dies bemerken, und sagte ihm sehr gnädig, indem er wieder aufs Pferd stieg: „Es war nicht des Pferdes Schuld, sondern meine Schuld!" — *

*

Man hätte fast sagen sollen, daß einige von den Pferden des Königs ihn besonders kannten. Er hatte einmal beim Anfange der Exerzierzeit das Podagra. Dieser große Mann ließ sich, so lange es nur möglich war, durch Krankheit nicht von seinen bestimmten Pflichten abhalten; so auch hier nicht vom Exerzieren. Er ließ dem Stallmeister durch einen Pagen befehlen, er sollte den sogenannten faulen Schimmel, welchen er bei solchen Gelegenheiten gern zu reiten pflegte, dergestalt zureiten, daß dies Pferd keinen Fuß höher als den andern aufheben, oder die geringste Bewegung machen müßte. Der faule Schimmel war zwar ein sehr frommes, aber doch vermögendes und munteres Pferd. Der Stallmeister, um des Königs Befehl zu vollziehen, ritt nicht allein das Pferd denselben Morgen gut ab, sondern um recht sicher zu sein, blieb er darauf sitzen, um es in beständiger Bewegung zu erhalten, bis es vorgeführt würde. Der Befehl kam, es vorzuführen; indessen mußte der König vermutlich Abhaltung bekommen haben, und es währte eine kleine halbe Stunde ehe er aufstieg. Der faule Schimmel ward ungeduldig, fing an zu scharren und zu spielen, und wollte sich nicht beruhigen lassen, so daß man deshalb in einiger Verlegenheit war. Sobald er aber den König an der grünen Treppe erblickte, ward er zur Verwunderung der Zuschauer ganz ruhig. Es war der erste Tag, da mit Feuer exerziert ward. Der König hielt beim Feuern fünf oder sechs Schritte vor der Front, und wendete nur, indem das Kommando: Feuer! geschah, das Pferd ein klein wenig. Ein so nahes und unerwartetes Feuer hätte wohl auch das frömmste Pferd zu einer kleinen Kapriole bewegen können; aber der faule Schimmel regte sich nicht, und der König ritt auch kein anderes Pferd, so lange die Krankheit dauerte. — *

*

Als der russische General Czernichef im J. 1762, mit seinem Corps bei der Armee des Königs war, brachte er dem Könige

zwei kosakische Pferde mit, welche der König oft, besonders das eine, einen Schimmel, auf Märschen ritt. Als der König im Ausgange dieses Jahres auf eine kurze Zeit in Meißen war, wollte er an einem Vormittage von dort aus nach dem Dorfe Miltitz, welches ungefähr eine halbe Stunde von Meißen liegt, auf dem Kosakenschimmel reiten, um in der dortigen Gegend irgend etwas zu besehen und anzuordnen. Mit einem kleinen Gefolge begegnete er, gleich vor der Stadt, dem verstorbenen Generallieutenant der Kavallerie, Herrn von Krokow, welcher in eben diesem Dorfe sein Quartier hatte. Er befahl demselben, umzukehren, und ihn dahin zu begleiten. Noch waren sie nicht weit gekommen, als der König sich sagen ließ, wie spät es an der Zeit sei; und fand nun, daß er eilen müsse, wenn er nach Miltitz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meißen sein wolle. Das Ausgeben der Parole zu verzögern, und die Offiziere darauf warten zu lassen, lag nicht in seinem Charakter. Er suchte also seinen Kosaken in einen schnellern Gang zu bringen, aber — dieses war ganz vergeblich; die Kosakenpferde sind bekanntlich nur mit dem sogenannten Kantschu in Thätigkeit zu bringen. Der König applizierte ihm wie gewöhnlich den Stock zwischen die Ohren; der Kosake schüttelte den Kopf, drehte den Hals, aber schneller ging er nicht; und der König schien einen Augenblick verdrießlich zu sein. In eben diesem Augenblicke kam ein sächsischer Bauer, mit einem langen Stocke in der Hand, dieses Weges gegangen. Der Generallieutenant von Krokow ließ sich den Stock von ihm geben, und fragte den König, ob er das Pferd damit antreiben dürfe? Der König sagte ihm: „Schlag Er zu?“ und nun ließ der General den Kosaken diesen Stock auf dem Kreuze und an den Hinterteilen fühlen. Sogleich setzte dieser sich in Galopp, und der König hieß den General, so bald das Pferd wieder nachlassen wollte, wieder zuschlagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Ritt dadurch nicht sehr lustig geworden wäre. Der König hatte, weil es mitten im Winter war, seinen blauen Mantel um, und bei dem ziemlich kleinen und schmalen Kreuze dieser Art Pferde, deckte der Mantel das Hinterteil des Kosaken fast gänzlich. Der General konnte also das Pferd nicht antreiben, ohne daß er nicht zugleich auf des Königs Mantel, und eben aus diesem Grunde sehr derbe und in eben dem Verhältnisse, worin der Zug weiter kam, immer derber zuschlagen mußte. Wie der Zug auf diese Art bis in das Dorf Groß-Jahne hineinging, und die Wache von dem dort stehenden Infanterieregimente Jung-Schenkendorf ins Gewehr rief,

schien der Kosake eben wieder nachlassen zu wollen, und der General mochte vermutlich sich Bedenklichkeiten machen, eben jetzt den Kosaken mit dem Stocke anzutreiben. Aber der König sagte ihm lachend: „Schlag Er nur zu! die Infanterie wird zwar glauben, daß er mich schlägt, allein das schadet nicht; wenn wir nur fortkommen! Schlag Er nur zu!" Und so ging der Zug vor der Infanteriewache vorbei unter beständigem Antreiben, bis Miltitz, und von da, nachdem der König die Gegend hinlänglich untersucht, und einige neue Anordnungen anbefohlen hatte, wieder beinahe auf dieselbe Art zurück, dergestalt, daß der König noch zu rechter Zeit zum Ausgeben der Parole nach Meißen zurückkam. — Ich habe diese kleine Geschichte von einem Augenzeugen. — *

*

Etwas Ähnliches begegnete dem Könige bei der niederschlesischen Musterung im Lager bei Lissa, im J. 1765. Er ritt am vorletzten Tage nachmittags aus, um das Terrain zu dem Manöver des letzten Tages den Generalen anzuweisen, und nahm seinen Weg durch das Lager hinter der Infanterie fort, welche das erste Treffen ausmachte, vermutlich, um das Herausrufen der Wachen zu vermeiden. Hier waren eine Menge Kochlöcher gemacht. Mit einemmale hielt das ziemlich große Gefolge des Königs. Man wußte nicht, woran es lag, aber es zeigte sich sehr bald, daß das Pferd des Königs — ein polnisches Pferd — sich vor den Kochlöchern scheute, und durchaus nicht weiter wollte. Ein damaliger Oberste und Commandeur eines Husarenregiments (jetziger General von der Kavallerie) ritt neben dem Könige, faßte das Pferd desselben sogleich beim Zügel, und führete es so bei den Kochlöchern vorbei. — *

*

Dem Könige sind in den verschiedenen Kriegen sehr oft Pferde unter ihm verwundet oder totgeschossen worden. Z. B. bei Hohenfriedberg, bei Chotusitz, bei Hochkirch, bei Liegnitz, bei Torgau. Eins seiner Pferde, der Vogel genannt, ward in verschiedenen Schlachten siebenmal verwundet, blieb aber immer noch brauchbar. Der König verschenkte es nach dem Kriege. In der Schlacht bei Kunersdorf wurden zwei Pferde unter dem Könige verwundet, und totgeschossen. In des Herrn v. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges steht eine interessante Geschichte, wie der König

mitten in der Schlacht bei Kunersdorf, nachdem das zweite Pferd unter ihm totgeschossen war, ein Pferd seines Flügeladjutanten (jetzigen Generals) Hrn. v. Götzen bestieg, auf demselben sogleich durch einen Prellschuß, der glücklicherweise nur das goldene Etui in seiner Tasche traf, eine Kontusion bekam, dieses Pferd nachher behielt, und dem Eigentümer 100 Dukaten dafür schickte. Dieses Pferd, nachher der kleine Schimmel genannt, war in der Armee sehr bekannt. Man wollte bemerkt haben, wenn es der König bestieg, daß er etwas vorhatte, wozu besondere Thätigkeit gehörte. Man pflegte daher zu schließen, wenn der König den kleinen Schimmel ritt, daß etwas Merkwürdiges vorgehen würde. — *

*

Einige Jahre vor des Königs Tode, als er sich zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, hatte er bestellt, daß er den andern Morgen in verschiedene Exerzierhäuser reiten wollte. Es fiel aber in der Nacht nicht nur große Kälte ein, sondern auch ein heftiger Wind und Schneegestöber, und der König befand sich am folgenden Morgen nicht wohl, welches er selbst sagte. Ein General nahm davon Gelegenheit, den König zu fragen, ob er bei dem sehr bösen Wetter nicht lieber fahren wollte? Der König nahm dies nicht wohl auf, und sagte ein wenig hastig:

„Wie kann Er so etwas sagen? wenn es nun Krieg wäre, so müßte ich doch fort."

„Auch alsdann könnten Ew. Majestät bei so bösem Wetter allenfalls für Ihre Person im Wagen fahren."

„Herr! wenn ich fahre, so fährt die ganze Armee!"

Und er begab sich wirklich, ungeachtet des bösen Wetters und seiner Unpäßlichkeit, zu Pferde nach den Exerzierhäusern. — *

*

Des Königs leutseliges Wesen ist bekannt. Einmal war er, als er von Schlesien nach Berlin zurückkam, am schlesischen Thore zu Pferde gestiegen, um den angefangenen Bau des an der Spree erbauten Magazins und der Kaserne zu besehen, und nachher, wie er gewöhnlich that, die Prinzessin Amalia zu besuchen. Er ritt die Köpenikerstraße herunter, wo ich ihm von ungefähr begegnete, und von der folgenden kleinen Geschichte Zeuge war, welche, so geringfügig sie auch ist, ein Beispiel von seinem unbefangenen Wesen, und auch von seinem trefflichen Gedächtnisse giebt.

Der König ritt ganz allein im Schritte, nur ein Reitknecht hinter ihm. Es versammelten sich um ihn, wie gewöhnlich, Leute, die ihn sehen wollten, besonders eine Menge Kinder, welche zehn bis zwanzig Schritte vor seinem Pferde vorausliefen, und hernach wieder stehen blieben, ihn anzugaffen, bis er an sie kam. Er sagte ihnen ein paarmal mit Güte: „So geht doch fort und nehmt euch in acht, daß ihr nicht unters Pferd kommt.“ Im Anfange der neuen Jakobsstraße übergab ihm ein Mensch eine Supplik, die der König selbst annahm. Der Mensch ging neben des Königs Pferde her und redete ihn laut an; der König antwortete ihm einigemal und schien ihn etwas zu fragen, worauf der Mensch wieder antwortete, immer neben des Königs Pferde hergehend. Durch dieses Gespräch hatte der König vermutlich außer acht gelassen, rechts in die neue Roßstraße seinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, sondern ritt in die gerade auf die neue stoßende alte Jakobsstraße ziemlich weit hinein; er mochte endlich merken, daß er unrecht geritten war. Er hielt still, sah sich etwas um, wo er eigentlich sein mochte, und sagte: „Hier war sonst ein Haus, wo man durchreiten und nach dem Spitalmarkte kommen konnte.“ Die Kinder schrieen gleich: „Ja! ja! Ew. Majestät! da müssen Sie aber etwas wieder zurückreiten! Kommen Sie, wir wollen Sie hinführen.“ Der König sagte: „Nun so führt mich!“ Die Kinder sprangen voran und schrieen, als sie an das Haus kamen: „Hier! Hier!“ Der König bückte sich, um durch den nicht sehr hohen Thorweg und das Haus, und durch einen sehr engen Weg zu reiten, wo etwa zwei Personen gehen können, der nach der neuen Grünstraße führt.

Der König mochte vielleicht seit dreißig oder vierzig Jahren nicht in dieser abgelegenen Gegend gewesen sein, die er sonst niemals passierte. Die Häuser dieser Straße wurden unter der Regierung seines Herrn Vaters um das Jahr 1730 erbaut. Wahrscheinlich hatte er damals bemerkt, daß man vor ein kleines Gäßchen ein Haus baute; und es war ihm seit der Zeit im Sinne geblieben. — *

*

Im zweiten Hefte der Berlinschen Anekdoten und Charakterzüge ist die bekannte Anekdote erzählt, wie der König auf dem Marsche verhüten wollte, daß der ermüdete General Zieten nicht sollte aufgeweckt werden. Ich liefere hier die Nachricht eines Augenzeugen von diesem Vorfalle, die einige noch unbekannte Umstände enthält; desgleichen einige andere sonst noch nicht bekannte Anekdoten.

Im Herbste 1760 marschierte der König von Schweidnitz nach der Lausitz, um Berlin und Potsdam von den Russen und Österreichern zu befreien. An den Grenzen der Lausitz kamen wir bei einer morastigen Gegend in ein Gehölz, wo die Armee Halt machen mußte, bis der Morast ausgefüllt war, um mit der Artillerie durchzukommen. Es war des Morgens früh kalt und neblicht. Im Augenblicke wurden viele Feuer gemacht, und auch eins vor dem Könige, der sich an einen Baum anlehnte. Die Generalität lagerte sich um ihn, und einige schliefen; auch Zieten lag da. Der König, in seinen Mantel gewickelt, ließ sich eine Tasse Chokolade machen. Unter andern näherte sich ein Offizier, der dem Könige etwas zu melden hatte, und kam nahe an Zieten: „Stille," sagte der König, „wecke Er mir Zieten nicht, er ist müde!" Dies ist erst kürzlich in den Berlinschen Anekdoten erzählt worden; allein folgendes ist vergessen:

Ein Soldatenweib kam mit ihrem Topfe, in welchem sie, wie ich glaube, Kartoffeln hatte, an das Feuer, vor welchem der König stand, ohne ihn zu bemerken. Halb knieend, blies sie immer in das Feuer, damit der Topf bald zum Sieden käme, und im währenden Blasen flog die Asche des Feuers dem Könige ins Gesicht. Ich stand allernächst dabei und sah diesem lächerlichen Auftritte lange zu, ob es auch der König nicht sollte müde oder sonst verdrießlich werden. Er lächelte aber nur, ohne ein Wort zu sagen, und nahm seinen Mantel etwas tiefer zum Gesichte. Von ungefähr kam ein Soldat, der den König erkannte, schlich sich hinter das Weib, zog sie bei dem Rocke und sagte: „Mensch! siehst du nicht, wer da am Feuer steht? der König!" — „Ach mein Gott!" rief sie aus, nahm den Topf und lief was sie konnte. Der König, ungehalten über den Soldaten, winkte, daß man sie wieder herbeiholte, und wirklich mußte sie wieder zum Feuer kommen, bis ihre Kartoffeln gar gekocht waren. — Dieser Zug rührte uns alle; und die Soldaten waren vor Freude ganz außer sich. — — So wußte der König sich herabzulassen, um die Gunst der Soldaten zu gewinnen, und ihnen auf solche Weise ihre Strapazen zu erleichtern.

Auf diesem Marsche hörte ich zum öftern den König sagen, wenn etwa das Volk ermüdet war: „Grad uut, Kinder! Grad uut!" (sie sollten gerade marschieren, nicht so gekrümmt) — „Fritz ooch grad uut," war ihre Antwort; und ein Husar, dem der König den gleichen Vorwurf machte, sagte zu ihm, „Fritz ooch grad uut, unn die Stiefeln in die Höhe gezogen!" Allezeit lachte der König nur darüber!

So oft der König des Morgens bei den Regimentern vorbei ritt, war allemal seine Gewohnheit, den Soldaten zu sagen: „Guten Tag, Kinder!" Die Antwort war schnell: „Guten Tag, Fritz!"

In der Lausitz, auf eben dem Marsche, als der König mit der Generalität neben der Kolonne herritt, kam von der Seite ein stattlich geputzter Mensch geritten, stieg ab und fiel vor einem großen starken General, den er für den König ansah, auf die Kniee, und bat um eine Gnade. Der König, der ihn von fern bemerkte, ritt etwas schneller und machte sich voraus. Der General fragte den Menschen: Mit wem er zu reden meine? „Ich hoffe vor Sr. Majestät zu stehen!" war die Antwort. „Ei," hieß es, „der König ist schon lange voraus." Er wollte dem Könige nach, weil aber der König scharf ritt, konnte er ihn nicht mehr einholen. Als wir zum Könige kamen, sagte er zum General: „Der Narr hat Seinen großen Bauch für mein kleines Gekrös angesehen."

Ehe wir gegen Torgau kamen, stieg ein Husarenweib vom Pferde, ging in eine offene Scheune und gebar einen Knaben. Gleich nach der Niederkunft raffte sie alles, nebst dem Kinde, zusammen, schwang sich aufs Pferd und kam nahe zum Könige: „Ew. Majestät, hier ist ein junger Fritz, den ich soeben in einer Scheune gebar!" — „Ist er schon getauft?" fragte der König. — „Nein! Er soll aber Fritz heißen!" — „Gut, habt Sorge für ihn, und wenn es Friede wird, meldet Euch bei mir, ich werde für den Jungen sorgen!" —*

*

Der jüngste Sohn des berühmten Großkanzlers von Cocceji war in preußischen Diensten seit 1743 bei der Leibgarde zu Fuße, bei der er 1758 eine Kompanie bekam. Im J. 1761 ward er königlicher Flügeladjutant, verließ 1762 die preußischen Dienste, und starb nachher als General in Diensten der Krone Polen. Er war ein Mann von vorzüglichen Talenten, und deshalb vom Könige sehr geschätzt; dabei hatte er viele muntere Laune und schnellen Witz. Der König wußte vieles von seinen leichtfertigen Einfällen, und war ihm immer deswegen nicht weniger gewogen geblieben; daher er seinen Witz nicht eben im Zaum hielt.

Der König marschierte im Dezember 1761 nach Breslau. Die Sachen standen damals allenthalben äußerst schlecht.

Schweidnitz war von den Österreichern erobert worden, und sie nahmen zum erstenmale Winterquartiere in Schlesien; aus Pommern, Ostfriesland und Sachsen liefen lauter widrige Nachrichten ein. Der König hielt auf diesem Marsche einmal Nachtlager in einem Dorfe, und ließ morgens den Herrn von Cocceji als Flügeladjutanten in sein Zimmer kommen, um ihn in einer gewissen Angelegenheit zu verschicken. Als er aus des Königs Zimmer trat, waren die andern Adjutanten neugierig, was ihm eigentlich wäre aufgetragen worden. Cocceji sagte mit seiner gewöhnlichen lustigen Miene und mit angenommenem geheimnisvollen Wesen: „Ich will euch wohl vertrauen, wenn ihr schweigen könnt! — St! — Ich gehe nach Venedig, um den siebenten Teller umzulegen."

Man weiß, daß Voltaire im sechsundzwanzigsten Kapitel seines „Candide" dichtet, daß sechs Könige, die ihre Länder verloren hatten, gekommen wären, den Karneval von Venedig zu sehen, und daselbst in einem Wirtshause zusammen gespeist hätten.

Unglücklicherweise stand die Thüre offen, und der König hörte diesen vorschnellen Witz, der ihm in seiner damaligen Lage wohl empfindlich sein mußte. Man sagt, daß er von der Zeit an mit dem Herrn von Cocceji nicht recht zufrieden gewesen, welcher nachher noch während des Krieges, im Dezember 1762 die preußischen Dienste verließ. — *

*

In dem Feldzuge 1778 ließ sich der König einmal Ader schlagen. An demselben Tage fiel nachmittags eine Kanonade mit dem Feinde vor, welche so stark ward, daß der König für nötig fand, selbst hin zu reiten. Bei der Bewegung sprang ihm die Ader auf. Der König stieg vom Pferde und ließ sich von einem Kompaniefeldscher, welcher sich zufällig daselbst befand, die Ader wieder zubinden. Es schlug eine Kanonenkugel neben ihm nieder. Der Feldscher erschrak und zitterte. Der König sagte lächelnd zu den Umstehenden: „Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln gesehen haben." — *

*

Der König sprach einmal mit dem berühmten Maupertuis von der Mathematik, und fragte unter andern, was die Infinitesimal- und Differentialrechnungen eigentlich wären? Maupertuis sagte ihm die gewöhnlichen Erklärungen, und wollte eine kleine Erläuterung beifügen. Der König verstand ihn

aber nicht, und verlangte, nach einigem Zwischengespräche, er sollte sich völlig deutlich erklären. Maupertuis versetzte: „Sire! das geht nicht. Die höhere Mathematik ist wie das Geheimnis der Freimaurer. Durch Erzählungen erfährt man es nicht, sondern man muß sich einweihen lassen, um es völlig zu begreifen.“ — „So!“ rief der König lächelnd aus, „denn mag ich die höhere Mathematik lieber nicht lernen; denn ich merke an mir, daß das Einweihen nicht jedermann hilft.“ — *

*

Der König beschrieb einmal in der Konversation den Unterschied der drei im heil. Römischen Reiche üblichen Religionen folgendergestalt: Die Reformierten essen ihr Brot ohne ihren Gott, die Lutheraner essen mit und unter ihrem Brot ihren Gott, die Katholiken essen ihren Gott ohne Brot. — *

*

Als Voltaire einmal von Berlin nach Frankreich zurückreisete, kehrte er an der französischen Grenze, unerkannt, auf einige Tage in ein Kloster ein, weil er krank war, und bequem ausruhen wollte. Es konnte in dieser Lage nicht anders sein, als daß er, wenn er nicht wirklich bettlägerig war, morgens die Messe hörte. Er stützte sich, wenn er in die Kirche ging, seiner Schwächlichkeit wegen, und vielleicht um noch schwächlicher zu scheinen, auf seinen Sekretär, den er aus Potsdam mitgenommen hatte. Da dieser es bei seiner Zurückkunft dem Marquis d'Argens erzählte, so sagte der König mit Lachen: „Das wäre erbaulich genug anzusehen gewesen, wie sich bei der katholischen Messe der Deismus auf den Kalvinismus stützte.“ — *

*

Der Enthusiasmus für den König war im siebenjährigen Kriege überaus groß, selbst auch in vielen neutralen und sogar hin und wieder in feindlichen Ländern. Besonders dienten die Schweizer bei der französischen Armee ungern wider den König; das hörte man von allen bei Roßbach zu Kriegsgefangnen gemachten Schweizeroffizieren, welche mit den übrigen französischen Kriegsgefangenen einige Monate in Berlin waren. Unter andern war darunter ein alter und sehr biederer Mann, der Hauptmann B., der selbst sehr enthusiastisch für den König eingenommen war. Er hatte eine sehr treuherzige Art zu er-

zählen. Seine Lage in der Schlacht bei Roßbach schilderte er folgendermaßen sehr naiv: „Ich sagte zu meinen Leuten: ‚Ihr Schweizer, seid Männer, jetzt geht's dran!‘ so gingen wir frei vorwärts. Da kamen die — — Franzosen und liefen uns über, daß wir zurück mußten, wir mochten wollen oder nicht.“ —*

*

Eben dieser Hauptmann B. erzählte, daß er, beim Hereinmarsche nach Deutschland, in Hanau einen alten Freund und Landsmann, der daselbst wohnte, nach langen Jahren wieder gesehen habe. Derselbe sagte ihm: „Der König von Preußen ist ein großer Mann. Ich verehre ihn außerordentlich, nur darf ich es mir hier nicht merken lassen.“ Er zeigte ihm darauf eine verborgene Thür hinter einer Tapete, wo ein Bildnis des Königs hing, und setzte hinzu: „Hieher gehe ich täglich, und biete ihm einen guten Morgen!“ Er bat zugleich seinen Freund, den Hauptmann, wenn es dem Könige im Kriege glücklich ginge, so möchte er es ihm melden. Der Hauptmann sagte, dies würde nicht wohl angehen, weil er wider den König dienen müsse. Der eifrige preußische Patriot sagte darauf: „Lieber Landsmann, thut mir nur den Gefallen, und macht in Euren Briefen einen kleinen Strich, wenn es für den König gut gehet; ich werde denn schon verstehen, was es bedeutet.“ Dies versprach ihm der Hauptmann, und erzählte: „Als ich nach der Schlacht bei Roßbach an meinen Freund schrieb, machte ich einen großen, großen Strich über den ganzen Brief.“ — *

*

Der König schickte nach der Schlacht bei Leuthen den Oberstlieutenant von Marwitz nach London, um die Nachricht von dieser Schlacht dahin zu bringen. König George II. freuete sich sehr über die Nachricht von der gewonnenen Schlacht, und fragte den Herrn von Marwitz nach verschiedenen Umständen davon, auch überhaupt von dem eben geendigten so äußerst merkwürdigen Feldzuge. Unter andern fragte er: „Wie es denn zugegangen sei, daß sich der Feldmarschall Lehwald von den Russen habe schlagen lassen?“ M. der nicht recht wußte, was darauf zu antworten, versetzte: „Ew. Majestät, es ist ein so alter Mann!“ Der König rief darauf mit einigem Befremden aus: „Alt! Wie alt ist er denn?“ In dem Augenblicke besann sich Hr. v. M., daß König George II. damals

selbst schon vierundsiebzig Jahre alt war, und sagte geschwind, ohne die Farbe zu verändern: „Dreiundneunzig Jahre!“ „Ja!“ antwortete der König, „dann ist er wirklich alt.“ —*

*

Bekanntlich hatten alle Reitpferde des Königs Namen, die er ihnen selbst gab. Zu Ende des siebenjährigen Kriegs und gleich nach demselben hatte er ein schönes englisches Pferd, welches den Namen Bute (vom engl. Minister Lord Bute) von ihm erhalten hatte. Eines Tages befahl er seinem Leibpagen (dem jetzigen Herrn Major v. K.), daß der Bute mit den Mauleseln die Orangebäume ziehen sollte. Der Leibpage brachte diesen Befehl des Königs in den Reitstall, wo sich alle Stallmeister höchlich wunderten und die Sache als ein Mißverständnis erklärten. Es mußte nochmals beim Könige angefragt werden, und das Pferd Bute mußte wirklich mit den Eseln arbeiten. —*

*

Während des siebenjährigen Krieges pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als gesottene Brezeln mit französischem Käse, Poste de Meaux genannt, zu essen und Tiroler Wein dazu zu trinken.

Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Kantonnierungsquartiere nach Meißen zog, so wurde bei dieser Gelegenheit der gedachte französische Käse mitzunehmen vergessen. Da der König nun seiner Gewohnheit nach davon zu essen verlangte, und man demselben berichtete, daß er zwar vergessen, indessen bereits eine Estafette zurückgeschickt wäre, welche ihn holen sollte, so war der König sehr ungehalten über die Vergeßlichkeit seiner Leute. Als die Kammerbedienten am folgenden Morgen in seinem Zimmer beim Anzuge gegenwärtig waren, fragte er einen: „Wie viel Esel habe ich bei mir?“ Der Kammerbediente, der wohl merkte, wen der König mit dieser Frage gemeint wissen wollte, antwortete: „Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bei sich.“ Der König, welcher dies vermutlich nur hören wollte, sagte: „Es hätte also wohl einer davon so klug sein und meinen Käse mitnehmen können.“ — Nun war wieder alles gut. —*

*

Man hat bemerkt, daß der unsterbliche Luther, wenn er lateinisch schrieb, viel zierlicher und auch weniger heftig schrieb, als in deutscher Sprache. Ob sich gleich in beiden Sprachen sein Geist gleich deutlich zeigt, so war doch der Ausdruck ganz

anders. Eine ähnliche Bemerkung kann man über Friedrich den Großen machen, wenn er französisch und wenn er deutsch schrieb; oder vielmehr der Unterschied ist noch merklicher. Der König hatte die deutsche Sprache gar nicht studiert, sie war ihm ein beschwerliches Werkzeug, dessen er sich nicht recht zu bedienen wußte. Er merkte wohl immer, daß er sich nicht ganz richtig ausdrückte, aber er wußte nicht, wie es besser zu machen wäre, daher kam er auf das, was er schon gesagt hatte, zurück, und sagte es noch einmal, wodurch er weitschweifig wurde, wenn er recht nachdrücklich sein wollte. Seinen hellen Geist bemerkte man aber doch allenthalben. Nachstehende umständliche Kabinettsordre, die er, wie man leicht sehen wird, ganz selbst diktiert hat, weil ihm die Sache sehr am Herzen lag, ist ein merkwürdiges Beispiel seiner hellen Einsicht und seiner sonderbar originalen deutschen Schreibart. Ich lasse es mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken.

„Mein lieber Etats Minister Frh. v. Zedlitz. Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schuhl-Anstalten noch viele Fehler sind, und daß besonders in den kleinen Schuhlen, die Rhetoric und Logic, nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchstnothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch, in jedem Stande, wissen muß, und das erste Fundament, bey Erziehung der jungen Leute seyn soll, denn wer zum besten raisoniret, wird immer weiter kommen, als einer der falsche consequences ziehet; So habe Euch hiedurch Meine eigentliche WillensMeinung dahin bekannt machen wollen: Wegen der Rhetoric, ist der Quintilien, der muß verdeutschet, und darnach in allen Schuhlen informiret werden, sie müssen die jungen Leute traductions, und discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreiffen, nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abregé daraus machen, daß die jungen Leute, in den Schuhlen, alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitaeten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schuhlen schon mit dahin bringen: Zum Unterricht in der logic, ist die beste im teutschen, von Wolff: solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kan sie abregiren lassen: die ersten Schuhlen sind immer Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herum lauffen, und halten sie nicht genung zum lernen an: Lateinsch, müßen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe Ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteste und beste Methode,

wie es den jungen Leuten zum leichtesten beyzubringen· Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was andern widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können: In Joachimsthal, und in die andern großen Schuhlen, muß die logic, durchgehends gründlich gelehret werden, auch in den Schuhlen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen, in seinen eigenen Sachen, daß muß seyn: die Lehrer, müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlet, und wenn sie das nicht gebührend thun, und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden: die Rhetoric nach den Quintilien, und die logic, nach dem Wolff, aber ein bisgen abgekürzt, und das lateinsche nach den Autoribus classicis, muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und so müssen sie unterrichtet werden, und die Lehrer und Professores, müssen das lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichste Stücken mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beybringen können, und die leichteste methode dazu ausfündig zu machen wissen: Ihr müsset daher, mit der Schuhl-Verbesserung, in den großen Städten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg etc. zuerst anfangen: Auch ist die Elisabeth-Schuhle zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeisters genommen werden können: bey den kleinen Schuhlen muß erst angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Professor, Secretair, oder was es ist, studiren, so müssen sie das alles, auch lateinisch, wissen: Eine gute teutsche Grammatic, die die beste ist, muß auch bei den Schuhlen gebraucht werden, Es sey nun die Gottschedsche, oder eine andere, die zum Besten ist:

Von großen Nutzen würde es seyn, wenn die jungen Leute, so in einem Schuhlhause beständig beysammen wären, wofür die Eltern was gewisses bezahlten, so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herum lauffen laßen: Wie im Joachimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie immer bei einander: die rethoric und logic ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleich nöthig, nur muß die methode des Unterrichts ein bisgen re-

formiret werden, damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn ein Lehrherr oder Professor, darin sich hervorthut, so muß man denn sehen, wie man dergleichen Lehrer, auf eine Arth avantagiret, daß sie aufgemuntert, und die andern gereitzet werden, sich auch zu befleißigen, daß sie nicht so grob sind: die Autores classici, müssen auch alle ins teutsche übersetzet werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist: sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht: die guten Autores müssen vor allen übersetzet werden ins teutsche, als im Griechschen und lateinschen, der Xenophon, Demosthen, Salust, Tacitus, Livius, und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist: Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzet werden; und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die teutsche Übersetzung gehalten, und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht, und gefehlet haben: Gegenwärtig geschiehet der Unterricht nur schlecht, und es wird nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schuhlen gewant, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die erste fundamente sind nicht nutze: Wer zum besten raisoniren kann, wird immer zum weitesten kommen, beßer als der, der nur falsche Schlüße ziehet: Vor junge Leute, die beym Commerce gehen wollen, sind so ein hauffen gute Bücher, woraus sie das commerce einer jeden nation in der ganzen Welt kennen lernen können: für Leute, die Officiers werden, ist die historie nötig, auch für andere Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehret werden: denn es sind abregés genung davon da, anfänglich muß man sie nur kurtz unterrichten, und bey den alten Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch so, daß sie eine Kentniß von der alten Geschichte kriegen: Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit umgehen, damit die jungen Leute gründlich kennen lernen, und das gehet auch spiehlend an: In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen solche zu lernen: Und was die Philosophie betrift, die muß von keinen Geistlichen gelehret werden, sondern von Weltlichen: sonsten ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst lehren soll: Er muß aber alle Systems mit den jungen leuten durchgehen, und durchaus keine neue machen: Von der metaphysic, müßen sie auch was durchgehen: Aber vom Griechschen und lateinschen gehe Ich durchaus nicht ab, bey

dem Unterricht in den Schuhlen: und die logic, ist das aller-vernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen über-legen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: die rhetoric, muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, eben-falls gründlich beygebracht werden: Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder fleißig in die Schuhlen kommen, und wenn das nicht geschiehet, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schuhle, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu hause behalten:

Daß die Schuhlmeister aufm lande, die religion, und die moral, den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müßen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bey ihrer religion hübsch bleiben, und nicht zur Catholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste, und weit besser wie die Catholische, darum müßen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die leute attachement zur religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden: Diebereyen werden indessen nicht aufhören, das liegt in der Menschlichen Natur: denn natürlicher Weise ist alles Volck diebisch, auch andere leute, und solche, die bey den Cassen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben: Im Lauenburgschen und Bütowschen, ist es noch mehr, wie an andern Orthen nöthig, die education der Kinder, in einer beßern Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran:

Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich, und vernünftig: Wenn man von daher, könnte Schuhlmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut seyn: Ihr werdet sehen, wie das zu machen stehet: sonsten ist es auf dem platten Lande genung, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen, wißen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Secretairs und so was werden: deshalb muß man aufm platten Lande, den Unterricht, der jungen Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, was zu ihrem Wißen nöthig ist, lernen, aber auch in der Arth, daß die Leute nicht aus den Dörffern weglauffen, sondern hübsch da bleiben: Nach dieser Meiner Willens Meinung und Vorschrift, werdet Ihr daher, bemühet seyn, alles in den Schuhlen beßer ein-zurichten, und zu reguliren, damit meine Landes Väterliche Intention, bestens erreichet wird. Ich bin übrigens Euer Wohl affectionirter König.

Potsdam den 5ten September 1779. Friedrich.“

*

Die Mittheilung noch einiger Kabinettsordres dieses großen Regenten, wird den Lesern vermutlich Vergnügen machen. Jede, auch die unbeträchtlichste, wird von irgend einer Seite charakteristisch sein.

1.

Folgendes ist die erste Kabinettsordre, welche der König kurz nach Antritte seiner Regierung über die Ehescheidungen gab. Eine gewisse Werniken hatte den König mit Beifügung mehrerer Gründe gebeten, die Ehe mit ihrem Ehemanne aufzuheben.

„Sr. Königl. Maj. in Preußen remittiren an Dero würklichen Geh. Etatsminister v. Brand und Präsidenten von Reichenbach das allerunterthänigste Memorial zweyer unglücklichen Eheleute, so sich durchaus nicht leiden noch vertragen können, so geschieden werden wollen, wie nun bey dergleichen Fällen, wo die Animosität und Uneinigkeit auf den höchsten Grad gestiegen, nicht rathsam solche Menschen zusammen zu lassen, woraus noch weit mehr Inconvenienzien entstehen müssen; So wollen Höchst Dieselben, daß wann von der angeordneten Scheidung von Tisch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Versöhnung zu erwarten ist, daß diese beyde incorrigible Personen nur völlig von einander geschieden, und jedem Theil sich wieder zu verheyrathen verstattet werden soll.

Potsdam den 20ten November 1740. Friedrich.“

2.

Folgende Kabinettsordre zeigt des Königs Sorgfalt für eine bedeutende Schulanstalt, der er sich aus eigener Bewegung erinnerte.

„Mein lieber Etatsminister Frhr. von Zedlitz! Das Waysenhaus zu Halle, nebst dem damit verbundenen Pädagogio, ist eine der wichtigsten Schulanstalten in meinen Landen, auf deren Verbesserung ich, nach meinen landesväterlichen Gesinnungen, unermüdet bedacht bin. Nun trage ich zwar, zu diesen beyden Anstalten nichts bey, und ich erinnere mich auch noch ganz wohl, daß ich dessen Privilegia, bey Antritt meiner Königlichen Regierung, gleich andern, bestätiget habe. Dies hindert aber nicht, daß ich nicht, zu deren besseren Einrichtung, ein und anderes verordnen könnte, und zu dem Ende möchte ich wohl, von ihren Verfassungen, Rechten und Freyheiten, näher benachrichtiget seyn. Wenn

nun solches nicht anders, als durch eine Visitation dieser Anstalten, erfolgen kann: als will ich, daß ihr Euch, nach der Zurückkunft meines Großkanzlers, aus dem Freyenwalder Bade, zu diesem Ende, selbst nach Halle verfügen, und diese Visitation vornehmen; hiernächst aber mir von dem Befinden, und was etwa in solchen zu verbessern seyn möchte, ausführlichen Bericht erstatten sollet. Gegenwärtige Kabinettsordre kann Euch dabey zur Legitimation dienen; und ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam den 14. August 1771. Friedrich."

3.

Die Repräsentanten der evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau baten im Jahre 1772 den König entweder um ein Gnadengeschenk oder um Approbation ihrer Vorschläge zum Schulhausbaufonds; darauf erging folgende Kabinettsordre:

„Mein lieber Etatsminister Freyherr von Zedlitz! Es ist dieses Jahr, in Ansehung der allgemeinen Landesbedürfnisse ein schlimmes Jahr; und, aus diesem Grunde kann ich dem in Originali angeschlossenen Gesuch der Repräsentanten der Evangelischen Bürgerschaft zu Bunzlau vom 19. Junii, noch zur Zeit, nicht willfahren. Sie müssen dahero, mit der nachgesuchten Beyhülfe zu ihrem Schulbau, noch in etwas in Geduld stehen; und müsset Ihr ihnen solches, von meinetwegen, auf diese ihre Vorstellung nur bekannt machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam den 2. Juli 1772. Friedrich."

4.

Ein Rat einer Fürstl. Regierung bat um den Charakter als Königl. Hofrat, worauf folgende Kabinettsordre erfolgte:

„Mein lieber Großkanzler Freyherr von Fürst. Ich will wohl dem 2c. Regierungsrath *** den in der Originalanlage nachgesuchten Hofrathscharakter, jedoch mit dem Beding, daß er niemals etwas zu rathen hat, ertheilen; wornach Ihr ihm das Patent auszufertigen habt.

Potsdam den 6. März 1778. Friedrich."

*

Ebenfalls verschiedene charakteristische eigenhändige Marginalien, werden vermutlich den Lesern nicht unangenehm sein. Wo es nötig, liefere ich zugleich die Berichte der Minister. Ausländer, die dergleichen noch nicht gesehen, können einiger-

maßen hier bemerken, daß diese Berichte und Anfragen kurz und deutlich sein mußten, und daß alle unnötige Kurialien und sogar die sogenannten Courtoisien darin wegblieben. Daß ich des Königs Marginalien mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen, wird man vermutlich billigen.

Das Oberkuratorium der Universitäten berichtete 1742 an den König:

1.

„Ew. K. M. allerhöchstem Befehl zufolge ist man in Begriff, die Universität zu Frankfurth a. d. O. zu verbessern, wobei zur Erhaltung guter Ordnung vorläufig höchst nötig gefunden worden, eine Instruktion für den ohnlängst bestellten Universitätsdirektor Fleischer zu entwerfen und deren Original zu Ew. K. M. allergnädigst gefälligen Approbation und Unterschrift hierdurch allerunterthänigst einzusenden.

Berlin den 31. August 1742." Brand. Reichenbach.

Mündliche allergnädigste Resolution.[1]

„Sie haben aber zu viel Professores. Sie sollten wenige und tüchtige berühmte Männer nehmen, wodurch die Universitäten am besten in Flor kommen. Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen.

Potsdam d. 14. Sept. 1742."

2.

Die vereinigte reformierte und lutherische Gemeine bei der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige kurz nach Antritte seiner Regierung ein Stück Landes ohnweit dem Potsdamer Thore zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorstellung des Forstdepartements zum Tiergarten geschlagen. Darauf bat die Gemeine, daß der König statt dieses Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für sie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thlr. und die Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof schenken möchte. Auf den Bericht des geistlichen Departements schrieb der König folgende eigenhändige Resolution an den Rand:

„es ist So viel Sandt vohr der oranienburger Landtwehre da macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt.

Friedrich."

---

[1] Der sel. Geheime Kabinettsrat Eichel pflegte oft die Königl. mündl. Resolution bloß an den Rand der Berichte zu schreiben.

3.

„Das Gymnasium zu Brieg ist ehedem eine der berühmtesten schlesischen Schulen gewesen, seit einiger Zeit aber in so großen Verfall gerathen, daß außer den dortigen Bürgern kein Mensch seine Kinder mehr hinschickt. Jetzt scheint der Zeitpunkt zu sein, diesem Gymnasio aufzuhelfen, da der zeitherige Rector und auch der dortige Professor Burghardt verstorben sind.

Durch einen geschickten und schon renomirten Rectorem würde wenigstens das Zutrauen des Publici effectuirt, und so wie ich zu dem vacanten Professorplatz nächstens ein brauchbares Sujet aus Halle zu bekommen hoffe, so halte ich zu dem Rectore, den Rectorem Scheller zu Lübben in der Lausnitz für einen sehr capablen Mann.

Man will mich aber versichern, daß Ewr. Majestät eine Abneigung gegen sächsische Schulmänner hätten.

Ungeachtet ich dieserhalb nirgends eine Verordnung finden kann, und ich jedoch Ewr. Majestät Intention nicht gern verfehlen wollte, so sehe ich mich genöthiget, allerunterthänigst anzufragen, ob ich geschickte sächsische Docenten, wenn sie nur keine theologische Pedanten sind, zu hiesigen Schulämtern nehmen darf. Und zeige hierbey nur besonders an, daß der Rector in Brieg keine Lektionen in der Theologie giebt, und der rc. Scheller über verschiedene Fehler der Theologen sehr frey und vernünftig geschrieben hat."

Berlin den 8. Dezember 1771. Zedlitz."

„Die Saksen haben beßere Schulmeisters wie wihr, absonderlich werden sie in hiesigen provinzen von großen Nutzen Seindt. Fch."

4.

„Der Commandeur zu Großtintz, Graf Falkenhayn, ist mit denen dahin ehemals eingepfarrten evangelischen Herrschaften und Gemeinden im Prozeß befangen über Bezahlung des Pfarrdecems, so von Alters her nach einem mehrenteils in denen Kaufbriefen bestimmten Quanto dahin abgeführet worden sind; denn bei den Malthesercommenden gehören die Pfarrechte dem Orden, die Commandeurs ziehen die Zehenten unter denen übrigen Einkünften ihrer Commenderien und bezahlen ihre Vicarien.

Die Entscheidung des Processes beruhet hauptsächlich auf Anwendung Ewr. Königl. Majestät Ordres von 1757 und 1758, daß die Evangelischen von allen Parochialschuldig=

keiten gegen die catholischen Pfarrer frey seyn sollen; indem nun hieraus an denen Einkünften denen von Ew. Königl. Majestät Collation abhangenden Commenden eine beträchtliche Verringerung entstehen, auch die von Allerhöchstdenenselben bestätigte Verfassung des Maltheserordens gewissermaßen leiden würde, so müssen wir allergehorsamst anfragen: Ob Ew. Königl. Majestät die Commandeurs auf denen schlesischen Maltheserkommenden, hierunter nach gleichen Grundsätzen als die gemeine catholische Pfarrer, behandelt wissen wollen.

Berlin d. 10. Febr. 1775.

Fürst. Münchhausen. Dörnberg."

„Ich kan Meine orders die in der bilichkeit gegründet Seindt nicht revociren. Fch."

5.

Der Professor W. in Lingen wurde im Jahre 1768 nach Herborn berufen. Man trug daher auf seine Entlassung an, und der König schrieb bei:

„wan er Dort mehr Krigt und das es Kein-Exstraordinairer Kop ist, guht. Fch."

6.

Eine Fr. v.*** suchte im Jahre 1782 im Marienstifte zu Königsberg in Preußen wiederholentlich die Materstelle nach. Der König forderte hierüber vom geistlichen Departemente Bericht, in welchem es hieß: daß die nachgesuchte Stelle zur Zeit noch nicht erlediget sei. Darunter schrieb er eigenhändig:

„So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich Kan die leüte nicht Toht Schlagen. Fch."

*

Im Winter 1758 und im Anfange des Jahres 1759 hatte der König ein sehnliches Verlangen, daß England eine Flotte in die Ostsee senden, und Rußland zur See angreifen möchte. Der König hatte desfalls schon lange mit dem Hofe zu London unterhandelt. Derselbe hatte auch einige Hoffnung gemacht, aber er zögerte beständig, und brachte immer neue Schwierigkeiten darzwischen, wodurch die Sache noch mehr ins weite gespielt wurde. Der König schmeichelte sich noch immer, hierin seinen Zweck zu erreichen, und sprach sehr viel und sehr lange darüber mit dem Ritter Mitchel. Derselbe wendete sich hin und her, seinen Instruktionen gemäß, um nichts Gewisses

zu versprechen. Endlich, da der König sehr in ihn drang, konnte sich Mitchel nicht enthalten, dem König aufrichtig zu gestehen: Er glaube nicht, daß England eine Flotte in die Ostsee schicken würde, weil es dem Interesse von England nicht gemäß sei. Der König suchte ihn zu widerlegen. Mitchel aber blieb bei seiner Meinung und sagte dem Könige: die Erfahrung werde lehren, daß er wahr geredet habe. Der König ward ungehalten darüber, schmollte mit Mitchel, und ließ ihn einige Zeit nicht zur Tafel bitten. Indessen nach etwa acht Tagen kam ein Königl. Page, der ihn zur Abendtafel des Königs bat, da er eben einen Freund bei sich hatte. Mitchel sah den Pagen ganz ernsthaft an, und sagte: „Er werde sich vermutlich irren, denn der König würde gewiß nicht ihn, sondern sonst jemand haben wollen bitten lassen.“ Der Page bejahte es nochmals. „Gut,“ sagte Mitchel, „ich werde kommen, aber fragen Sie lieber noch einmal recht nach, damit Sie nicht etwa Verdruß haben, denn ich glaube noch nicht, daß der König mich zur Abendtafel hat wollen bitten lassen.“ Als der Page weg war, sagte Mitchels Freund: „Warum kommt es Ihnen denn so gar unglaublich vor, daß der König Sie zur Abendtafel bitten läßt?“ „Ach!“ sagte Mitchel mit seiner gewöhnlichen Laune, „Point de Flotte; point de soupe!“ [1]

—. *

*

Der Bau des neuen Schlosses bei Sanssouci hat ungemein große Summen gekostet, welche der König unmittelbar nach einem so langen verderblichen Kriege, wie der siebenjährige war, ausgab. Einige glaubten, der König habe dies deswegen gethan, um zu zeigen, daß er nicht erschöpft wäre. Es kann sein. Aber er hatte gewiß noch eine höhere Ursache. Denn es kamen diese Summen durch den Bau in Cirkulation, und es wurden sehr viele Leute dadurch ernähret. Es ist zu bemerken, daß alles, was man in diesem Schlosse an kostbaren Auszierungen, Tapeten und Möbeln aller Arten findet (bloß ausgenommen die Gemälde, und etwas sehr weniges sächsisches und französisches Porzellan, welches nebst einigen antiken Brustbildern und Vasen, der König vorher besaß), alles in Potsdam und Berlin, oder sonst im Lande verfertiget ist. Auch ist merkwürdig, daß die Anordnung und Auszierung aller Zimmer bis auf die geringsten Kleinigkeiten von dem Könige

[1]) Kommt keine Flotte, so giebt's auch keine Suppe!

entweder angegeben, oder doch überlegt und approbiert worden ist. Man sieht also allenthalben seine Ideen. Die Summe des Geldes, welche dieses prächtige Schloß gekostet hat, ist bis jetzt nicht bekannt. Man kann es auch vielleicht nicht ganz genau wissen, weil der König viele Rechnungen selbst unmittelbar erhielt, die er vielleicht kassierte. Soviel erzählte er einmal bei der Tafel: daß er zu den Vergoldungen in diesem Schlosse 70,000 Rthlr. in Speciesdukaten gegeben habe. —

d'Argens.

*

Der König hatte zuweilen ganz sonderbare Ideen. Bei einer Reise sprach er mit einem Regierungspräsidenten umständlich über die Abkürzung und Beschleunigung der Prozesse; und fragte am Ende, wie viel Prozesse damals schwebten. Die Antwort war: 480. Der König fragte ihn: Wie viel Quadratmeilen und wie viel Einwohner die Provinz habe? Auf erhaltene Antwort dividierte er letztere mit fünf zu Familien, rechnete einige Minuten in Gedanken, und brachte heraus, daß 480 Prozesse viel zu viel, und höchstens nur 200 Prozesse gut gethan werden könnten. Es müßten also, sagte er, die Prozesse sehr vermindert werden, worauf der Präsident seine Aufmerksamkeit richten müsse. Aber eigentlich, setzte er hinzu, sollten es die Schulmeister thun; die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein. — *

*

Eine Nachricht von dem sel. Obersten Quintus Icilius findet man in Buchholz' Brandenb. Geschichte VI. Bande S. 340 und in Hrn. O. K. R. Büschings wöchentlichen Nachrichten (vom J. 1775 S. 187). Ich will hier kurz dessen Lebensumstände erzählen, größtenteils, wie ich sie aus seiner eigenen mündlichen Erzählung habe. Ich war sehr genau mit ihm bekannt, bin mehrmals in Potsdam bei ihm gewesen, und wenn er in Berlin war, sah ich ihn sehr oft und stundenlang. Er liebte sehr litterarische Unterhaltungen und besonders über mehrere Teile der deutschen Litteratur, worin er anfänglich etwas fremd war. Diese Erzählung wird teils verschiedene Vorfälle enthalten, die in den obenangeführten Nachrichten nicht befindlich sind, teils dieselben hinwieder berichtigen können.

Karl Theophilus Guichard ward im Jahre 1725 in Magdeburg geboren. Er studierte zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden. Er widmete sich anfänglich der Theologie,

legte sich aber nachher, besonders zu Leyden, aus Neigung, mehr auf lateinisch-kritische Kenntnisse, auf die griechische und die morgenländischen Sprachen. Er ließ auch einen Band lateinischer Gedichte in Holland drucken. In Leyden hielt er sich in den Jahren 1745 und 1746 auf, doch war er auch zuweilen einige Zeit im Haag, wo er in dem Hause des berühmten Greffier Franz Fagel Zutritt hatte. Durch denselben lernte er den Sekretär des Prinzen von Oranien, Herrn Winter, genau kennen. Als dieser Prinz im Jahre 1747 bekanntlich nach dem Einfalle der Franzosen in die Niederlande zum Statthalter aller sieben vereinigten Provinzen gewählt worden war, that er im Mai und Junius Reisen in die Hauptstädte jeder Provinz, um von seiner neuen Würde Besitz zu nehmen. Im Junius reiste der Statthalter unter andern nach Utrecht, und Guichard erhielt von ihm das Versprechen bei dieser Gelegenheit, den Staaten von Utrecht zu einer eben vakanten Professorstelle auf dieser Universität vorgeschlagen zu werden, welche zu erhalten damals sein größester Wunsch war. Den Tag, als der Prinz abging, war die Menge der Reisenden so groß, daß unser junger Gelehrter nicht fortkommen konnte; er traf also erst den folgenden Abend in Utrecht ein, voll von der Hoffnung, durch das vielvermögende Vorwort des Fürsten auf dieser Universität ganz fixiert zu werden. In Utrecht war alles so voll, daß er kaum unterkommen konnte. Er hörte in seinem Wirtshause einen fröhlichen Lärm von versammelten Gästen, und auf geschehene Nachfrage erfuhr er, daß es ein Gastmahl von Professoren sei. Da er sie alle kannte, so ließ er sich bei ihnen melden und ward von ihnen sehr jovial mit dem Glase in der Hand empfangen. Denn sie tranken eben die Gesundheit des neuen Herrn Professors. Er fragte, wer das sei, und hörte zu seinem großen Schrecken, daß die Stelle, auf welche er sich gewisse Hoffnung gemacht hatte, schon einem andern gegeben worden war. Ihm wollte kein Wein schmecken und er brachte die Nacht schlaflos zu. Den folgenden Morgen erfuhr er von seinem Freunde, dem Sekretär: Der Statthalter sei von einem vielvermögenden Manne um seine Verwendung für einen andern Professor ersucht worden, und habe es in der jetzigen Lage der Sache nicht abschlagen können. Guichard war außer sich über den mißlungenen Plan. Der damalige Krieg hatte ihn schon in der verwichenen schlaflosen Nacht bei seiner Verzweiflung über die fehlgeschlagene Hoffnung auf den Gedanken gebracht, sich dem Soldatenstande zu widmen, an welchen er vorher gar nicht gedacht hatte. Er

bewarb sich also, sobald er erfuhr, daß zu der Professorstelle keine Hoffnung war, unverweilt um eine Offizierstelle. Sein Freund, der Sekretär, und auch nachher der Statthalter selbst suchten ihn von diesem ausschweifenden Gedanken abzubringen. Umsonst, er blieb fest dabei. Seine Bitte ward ihm endlich gewährt, und er machte noch den Feldzug 1747 mit. Nachdem 1748 zu Aachen der Friede geschlossen war, kam er erst in Zwoll und nachher in Franecker in Garnison. Auf dieser Universität fing er wieder an, ganz ernsthaft zu studieren. Er beschloß, seine Studien mit seinem jetzigen Stande zu vereinigen und besonders die alte Kriegsgeschichte zu studieren. Er bemerkte die ungeheuren Fehler, welche die Gelehrten aus Mangel militärischer Kenntnisse in der Auslegung der alten Schriftsteller begingen, und von der andern Seite wieder die ungeheuren Fehler, welche der berühmte Folard in seinem berühmten Kommentar über den Polybius gemacht hatte, weil er nicht griechisch verstand, und weil sein Benediktiner, ganz unwissend in Kriegsachen, ihm oft ganz falsch übersetzt hatte. Guichard nahm sich daher vor, das Kriegswesen der Alten besser aufzuklären. Um noch mehr Hilfsmittel dazu zu sammeln, nahm er im Jahre 1754 Urlaub nach England, woselbst er sich ungefähr anderthalb Jahre aufhielt. Hier schrieb er meist seine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains où l'on a fidélement retabli sur le texte de Polybe et des Tacticiens grecs et latins, la plupart des Ordres de Bataille et des grandes Operations de la Guerre etc., welche in zwei Bänden in 4° im Jahre 1757 im Haag erschienen.

Er übersendete dieses Buch an den König, und bezeigte dabei sein Verlangen, in dessen Dienste zu kommen. Dies wurde ihm bewilligt. Er kam zu Anfang des Jahres 1758 in Breslau an und machte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann von der Armee im Gefolge des Königs.

Der König, der an ihm einen Mann von Einsicht fand, unterhielt sich oft mit ihm, besonders über Gegenstände aus der alten Kriegsgeschichte. Dies geschah besonders im Hauptquartiere zu Landshut, in welchem der König den größten Teil des Monats Mai 1759 stand. Einstmals ward daselbst von der Pharsalischen Schlacht gesprochen, und des schönen Manövers der zehnten Legion, die daselbst, wie gewöhnlich, den rechten Flügel hatte, und vermöge der schiefen Stellung den linken Flügel des Pompejus, der sie überflügeln wollte, selbst überflügelte, und schlug. Bei dieser Gelegenheit ward mehr von den Thaten der zehnten Legion gesprochen, und der König, welcher in historischen Sachen ein gar treffliches Ge=

dächtnis hatte, erwähnte einer rühmlichen That eines Quintus Icilius, der Centurio bei der zehnten Legion gewesen war. Ich habe mir viele Mühe gegeben, in den alten Schriftstellern die Stelle, den Centurio Quintus Icilius betreffend, zu finden; aber vergeblich.[1] Vielleicht ist ein anderer, der nachsuchen will, glücklicher. Mich dünkt, es betraf die Verteidigung eines Postens. Genug, der König, als er diese Geschichte anführte, nannte den Centurio, von dem die Rede war, Quintus Cäcilius. Guichard sagte, er hieße Icilius. Der König widersprach. Endlich ward das Buch geholt, und es fand sich, daß Guichard recht hatte. Nun, sagte der König: „so soll Er auch Zeitlebens Quintus Icilius heißen." So erzählte er mir selbst diese ihn betreffende Geschichte. Sie ist ganz in dem sonst bekannten Charakter des Königs; sonderlich wie er sich im siebenjährigen Kriege und nach demselben zeigte. Sehr oft, überwiesen, daß er geirrt hatte, pflegte er nicht geradezu zu sagen, er habe geirrt, oder bloß dies zu sagen; sondern die Überzeugung von irgend einem Irrtume ward bei ihm die Quelle irgend einer Handlung: es sei nun, daß er dadurch das Unrecht gut machen, oder den Gedanken, daß er Unrecht gehabt, auslöschen wollte, indem er die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenkte. Es war dies bei ihm tiefgedachte Politik.

Wenige Tage darauf ernannte ihn der König zum Major,[2] und gab ihm das Freibataillon des Majors du Verger, welcher seinen Abschied erhalten hatte. Als bei der Parole befohlen ward: „Das vakante Freibataillon du Verger hat der Major Quintus Icilius erhalten," sahen die Offiziere einander an, und wußten nicht, wer dieser lateinische Offizier wäre. Guichard hatte selbst nicht geglaubt, daß der König den Spaß so sehr ernsthaft nehmen würde. Indessen behielt er diesen Namen bis an sein Ende.

Nach dem Kriege wohnte er in Potsdam und war oft ein Tischgenosse des Königs an der kleinen Abendtafel. Im Jahre 1765 ward er zum Oberstlieutenant und 1772 zum Obersten ernannt. Im Jahre 1774 gab er sein zweites Werk: Mémoires

---

[1] Ich habe überhaupt nur drei Icilier finden können, zwei Tribuni plebis, nämlich Spurius Icilius (Liv. Lib. II. c. 58) und Lucius Icilius, der Bräutigam der Virginia (Liv. Lib. III. c. 44) und Publius Icilius einer von den Proskribierten nach Cäsars Tode (Appianus de bello civ. Lib. IV. c. 27).

[2] Dies geschah im Mai 1758. Das Patent aber ward auf Befehl des Königs auf den 10. April 1758 antedatiert, und ihm dadurch in der Armee diese Anciennität gegeben.

critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquités militaires. zu Berlin in vier Bänden in 4° heraus. Er erläutert darin Cäsars Krieg in Spanien auf eine Art, wie sie nur ein Mann, wie Quintus Icilius, der die gründlichsten philologischen und historischen Kenntnisse mit vorzüglichen praktischen militärischen Kenntnissen verband, welches sich so ungemein selten zusammen findet, erläutern konnte.

Quintus war im Grunde ein gutmütiger Mann, ob er gleich nicht allemal so schien. Er hatte eine Art von beißendem, nicht allemal ganz feinem Witz, mit dem er oft schnell herausfuhr und sich eben nicht Freunde damit machte. Übrigens war er freimütig und dreist, oft mehr als eine strenge Vorsichtigkeit hätte erlauben mögen, wodurch er doch seltener andern als sich selbst schadete. Ob er gleich sehr oft uneigennützig und wirklich großmütig handelte, so hatte er doch eine gewisse Thätigkeit, Vorfälle, die sich darboten, nützen zu wollen, die ihn manchmal weiter verwickelte, als er vielleicht selbst dachte. In verschiedene von den Projekten, welche der Italiener Calzabigi (der Bruder des Dichters, und eben der, welcher zu Mannheim und Berlin das Lotto anlegte) nach dem siebenjährigen Kriege dem Könige vorlegte, ward er auf mancherlei Weise verwickelt Er hatte hin und wieder einigen Vorteil, aber bei weitem nicht so viel, als ihm nachgeredet und zum Teile verdacht wurde. Er ging leicht in Ideen ein, die ihm von Calzabigi, von Wurmb u. a. sehr plausibel gemacht wurden, erwärmte sich dafür, und pries sie dem Könige an. Dies setzte ihn zuweilen in einige Verlegenheit mit dem Könige, wenn die Sachen nicht Erfolg hatten, oder er sich in Dinge eingelassen hatte, die er nicht hinlänglich verstand. Er war sehr geschäftig bei der ersten Einrichtung der Tabakspacht, und ward bei der ersten Einrichtung der Bank derselben vom Könige gewissermaßen vorgesetzt. Daß er die hierzu gehörigen Kenntnisse gehabt hätte, kann man wohl eigentlich nicht sagen. Er ließ sich leiten, und fühlte bald, daß er der Sache nicht gewachsen war, und daß er bei den damaligen vielen neuen Einrichtungen in Finanzsachen unvermutet verantwortlich werden könnte. Er ergriff also eine gute Gelegenheit, dem Könige selbst die Idee zu geben, daß er dazu einen tüchtigen Staatsminister der Bank vorsetzen möchte, welcher dazu bekanntlich den Hrn. v. Hagen wählte.

Er hielt oft eben nicht die beste Diät. In den sechziger Jahren reisete er nach Karlsbad, und befand sich nach dem Gebrauche des Bades wohl. Aber auf der Rückreise aß er in

Dresden bei Gelegenheit eine große Portion frischgebackenes Brot mit Butter. Dies brachte ihm eine so heftige Kolik und andere bedenkliche Umstände zuwege, daß er dem Tode sehr nahe war. Ein in Dresden sich aufhaltender englischer Arzt Hr. Baylies rettete sein Leben. Quintus rühmte dies dem Könige. Dies gab Gelegenheit, daß der König diesen englischen Arzt mit einer Pension nach Berlin berief, weil er durch ihn die Impfung in seine Lande einführen wollte, die daselbst wirklich schon bekannt genug war.

Im Jahre 1770 entzweite sich Quintus mit dem Könige wegen seiner Verheiratung mit dem Fräulein von Schlabberndorf. Der König versagte ihm mehrmals die Einwilligung, erst in scherzhaftem, hernach in ernsthaftem, gebietendem Tone. Quintus schrieb endlich an den König um die Erlaubnis zu heiraten, oder eventuell um seinen Abschied. Der König versagte ihm den letztern, und schrieb wegen der erstern halb scherzhaft: „Wenn er diese Thorheit unterlassen wolle, wolle er ihm alle die andern Thorheiten vergeben, die er möchte begangen haben." Quintus antwortete unmittelbar sehr freimütig: „Er bäte nochmals um die Erlaubnis zur Heirat, weil ein jeder Mensch ein ungezweifeltes Recht habe, nach seiner eigenen Einsicht für sein Hauswesen zu sorgen." Quintus war damals, als dies geschah, im neuen Schlosse beim Könige zur Gesellschaft. Der König, der über seine Beharrlichkeit in dieser Heiratssache pikiert sein mochte, scherzte mit ihm über andere Sachen, aber etwas bitter; die Worte wurden empfindlicher, auch von Quintus' Seite; endlich sehr empfindlich von beiden Seiten, und vielleicht hart. Die Unterhaltung ist in verschiedenen Anekdotensammlungen verschieden, und wie es scheint, in keiner ganz richtig erzählt worden. Die wahren Umstände sind mir nicht genau bekannt, darum will ich hier lieber weiter nichts darüber sagen. Genug Quintus stand von der Tafel des Königs auf, verließ das neue Schloß, fuhr nach Potsdam, und schrieb noch denselben Tag um die Erlaubnis zu heiraten, oder um den Abschied. Der König gab ihm die Erlaubnis. Merkwürdig war es: während die bisherige Korrespondenz des Königs und seines Favoriten über diese Sache französisch war geführt worden, so war die Erlaubnis deutsch, aus dem Kabinette ausgefertigt.

Quintus heiratete nun, war sehr glücklich mit seiner in jedem Betracht vortrefflichen und würdigen Gattin. Der König sprach nicht von ihm, doch soll er sich einigemal unter der Hand erkundigt haben, was er mache. Er lebte in Potsdam

fast ganz einsam in seiner Wohnung, beschäftigte sich mit Gelehrsamkeit und Kunst in seiner vortrefflichen Bibliothek und Sammlung von Münzen und Kunstsachen. Ich besuchte ihn damals einigemal. Er sprach sehr freimütig, aber doch mit Schonung von seiner Geschichte mit dem Könige, und machte den Zuhörenden gleichsam zum Richter, ob er nicht sein häusliches Glück der Gunst des Königs hätte vorziehen müssen. Er sprach dabei mit großer Gleichmütigkeit von seiner Entfernung vom Könige. So aufrichtig er dabei sein mochte, so merkte man doch aus kleinen Zügen, daß ihm diese Entfernung wehe that, und daß es ihn nicht unglücklicher machen würde, wenn sie geendigt würde.

Die Gelegenheit dazu fand sich unvermutet. Der König hatte ihm das Jahr vorher den Auftrag gegeben, einige Statuen von Cavaceppi aus Rom kommen zu lassen. Sie kamen erst im Frühlinge des Jahres 1771 über Hamburg zu Wasser in Potsdam an, und waren an Quintus adressiert, weil er sie bestellt hatte. Er mußte also an den König schreiben, daß diese Bildsäulen in Potsdam angekommen wären, und daß also der König befehlen möchte, was weiter damit vorgenommen werden sollte. Der König antwortete: „Quintus möchte die Bildsäulen nach Sanssouci bringen und auspacken lassen, und es würde ihm lieb sein, wenn er ihm dieselben den folgenden Nachmittag selbst zeigen wollte.“ Dies geschah. Der König sagte von dem, was vorgegangen war, kein Wort, auch nachher nicht; sondern er war gegen Quintus gnädiger als vorher, bis an dessen Ende. Dies ist ein Beleg zu einem edlen Zuge im Charakter des Königs. Wenn er erst überzeugt war, daß er jemand zu viel gethan hatte, so hatte auch vorheriger Widerspruch und Übereilung im Zorne nicht nachteilige Wirkung auf ihn.

Quintus vertrat bei dem Könige sehr die deutsche Litteratur, und machte ihn, wenn es nur irgend möglich war, mit den Verdiensten deutscher Gelehrten bekannt. Herr Dasdorf hat (im II. Teile der von ihm herausgegebenen Winckelmannischen Briefe) erzählt, wie ich durch Quintus den Auftrag erhielt, dem berühmten Winckelmann die Stelle eines Königl. Bibliothekars in Berlin anzutragen, welches durch ein unglückliches Mißverständnis nicht zu stande kam. Denn Quintus bei seiner großen Hochachtung gegen Winckelmann, glaubte, demselben ein stärker Gehalt verschaffen zu können, als der König geneigt war zu geben. Quintus hätte hernach gern anders gehandelt.

Der König bedauerte sehr seinen Tod. Er gab der Witwe eine Pension, und kaufte ihr die Bibliothek ihres Gemahls für zwölftausend Thaler ab, welche jetzt der Königl. öffentlichen Bibliothek in Berlin einverleibt ist. Der Herausgeber der Anekdoten und Charakterzüge Friedrichs II. hat sehr unrecht vorzugeben, die Bibliothek sei nicht die Hälfte dieser Summe wert. Ich kann dies am besten wissen, denn auf Verlangen der Witwe und des Herrn Generals von Rohdich, als Vormundes der Kinder, taxierte ich die Bibliothek nach einem handschriftlichen Verzeichnisse, und zwar nur so hoch, wie ich glaubte, daß die Bücher höchstens in einer Auktion weggehen könnten, und ich erinnere mich sehr wohl, daß die Taxe über zehntausend Thaler stieg. Die übrigen Anekdoten, die in jener Sammlung erzählt worden, sind alle ungegründet. Besonders die im 8. Hefte, die sich darauf gründen soll, daß Quintus der Sohn eines Kaufmanns gewesen sei, der eine Fayancefabrik besessen habe, paßt offenbar nicht; denn sein Vater war Hofrat und Syndikus der Pfälzerkolonie in Magdeburg, sein Bruder oder Vetter hat eine solche Fabrik.

*

Der berühmte Musiker Quanz, Friedrichs II. Lehrer auf der Flöte und beständiger musikalischer Gefährte, kam zuerst im Mai des J. 1728 mit nach Berlin, als der König von Polen den König Friedrich Wilhelm I. besuchte. Er ließ sich vor der Königin hören, welche eine kleine Kapelle hatte. Der Kronprinz bekam Lust, die Flöte zu lernen, und die Königin begünstigte diese Neigung, und schlug daher sogar Quanz vor, in ihre Dienste mit 800 Rthlr. Besoldung zu treten. Dies konnte aber Quanz nicht annehmen, weil ihn der König von Polen nicht lassen wollte, der ihm aber Erlaubnis gab, jährlich zweimal nach Berlin zu reisen, um den Kronprinzen im Flötenspielen zu unterrichten. Schon in den wenigen Tagen des damaligen Aufenthalts[1] ward der Anfang mit den Lehrstunden gemacht, und hernach setzte der Kronprinz die Übungen auf der Flöte eifrig fort. Die Reisen, welche Quanz dieserhalb nach Berlin machte, mußten aber, besonders anfänglich, sehr geheim geschehen; denn der König mußte nichts davon wissen, der damals seinen jungen Kronprinzen bloß zum Soldaten machen wollte, und, und wie man sehr wohl wußte, ein so sanftes

[1] Der König von Polen kam mit seinem Gefolge im J. 1728 den 29. Mai nach Berlin und blieb bis zum 12. Juni.

Vergnügen wie die Musik, besonders die Flöte gewährt, nicht würde gebilligt haben.

Im Sommer des Jahres 1730, kurz vorher ehe der König mit dem Kronprinzen die Reise durchs Reich bis nach Wesel anstellte, von wo der Kronprinz bekanntermaßen insgeheim nach England gehen wollte, worauf hernach die bekannten unglücklichen Umstände erfolgten, war Quanz auch in Berlin, um mit dem Kronprinzen, zuweilen des Morgens früh schon gegen sechs Uhr, gewöhnlich aber alle Nachmittage von vier bis gegen sieben Uhr zu spielen. Das Mißvergnügen zwischen dem Könige und dem Kronprinzen war damals schon sehr groß, und der Prinz suchte damals in den meisten Dingen das Gegenteil von dem zu sein, was sein Herr Vater war. Vormittags mußte er sich äußerlich zwingen. Die enge Uniform, das schlichte gekräuselte Haar, der steife Zopf, der ernste Soldatenschritt waren nicht nach seinem Geschmack, aber er mußte sich darein schicken. Allein nach der Mittagstafel, wenn er in seinen Zimmern sich selbst überlassen war, wollte er in denselben auch ganz nach seinem Sinne leben. Er ließ sich denn gewöhnlich ganz nach der damaligen Mode frisieren, band einen Haarbeutel ein, und zog einen Schlafrock von goldenem Brokat an; und so studierte er und spielte die Flöte.

So angezogen war der Kronprinz auch an einem Tage, da eben Quanz mit ihm spielte, als plötzlich der nachher so unglücklich gewordene Hr. v. Katte, der Liebling des Kronprinzen, eilig ins Zimmer sprang und erschrocken berichtete, der König käme, und sei ganz nahe. Dem Könige war des Kronprinzen Lieblingsneigung zu den Büchern und der Musik nicht ganz verborgen geblieben. Beides war ihm höchst zuwider, und er wollte also den Kronprinzen überraschen. Katte ergriff in größter Eile die Kasten mit den Flöten und den Musikalien, nahm den höchst erschrockenen Quanz bei der Hand, und sprang mit ihm und den Kasten, in ein kleines zum Einheizen der Öfen bestimmtes Kabinett. Hier mußten sie über eine Stunde aushalten, und Quanz, der mir selbst diese Geschichte erzählt hat, zitterte am ganzen Leibe, um so viel mehr, weil er einen roten Rock anhatte; eine Farbe, welche dem Könige höchst zuwider war. Der Kronprinz hatte zwar in größter Eile die Uniform angezogen, aber der Haarbeutel war so geschwind nicht wegzubringen, also ist leicht zu erachten, wie verstört die Zusammenkunft gewesen sein mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgenen Schränke, wo die Bücher und die Schlafröcke befindlich waren. Diese ließ er gleich in den

Kamin werfen, die Bücher hingegen befahl er dem Buchhändler Haude zu verkaufen. Dieser behielt die Bücher zum Dienste des Kronprinzen, der daraus einzeln abholen ließ, was er brauchte, bis ihm die ganze Bibliothek wieder zugestellt werden konnte.

Quanz ward endlich, nachdem der König weggegangen war, aus seinem Winkel erlöset; er war aber nachher bei seinen Reisen und Aufenthalte in Berlin sehr vorsichtig: besonders erschien er daselbst nie wieder in einem roten, sondern nur in einem grauen oder blauen Rocke. — *

*

Als Friedrich II. zur Regierung kam, nahm er Quanz in seine Dienste unter ansehnlichen Bedingungen. Er spielte bloß in der Kammer, nicht im Orchester. Die Kompositionen und die Flöten, die er für den König machte, wurden ihm besonders bezahlt. Er komponierte, so lange er in den Diensten des Königs war, allein für den König. Er hat bekanntlich dreihundert Flötenkonzerte komponiert; wovon er den allergeringsten Teil gemacht haben kann, ehe er zum Könige kam. Es ist keine geringe Aufgabe, eine so große Anzahl von Konzerten für Einen Liebhaber zu machen, und für einen Liebhaber, der ein König ist. Es ist dies daher ein Beweis von Quanz' Reichtum an musikalischen Gedanken. Jedes dieser Konzerte hat einen eigentümlichen Charakter; die Einförmigkeit liegt in den Passagen, wo sich Quanz nach dem Könige richten mußte, der nicht etwas ganz Fremdes haben wollte.

Sein Werk über die Flöte und Bachs Werk über das Klavier werden lange die gelehrtesten und vollendetsten Werke bleiben, die über irgend ein Instrument geschrieben sind. Und noch hat sich Bach über manches nicht so tief eingelassen, als Quanz, z. B. nicht auf die mit seinem Instrumente verwandten Instrumente, auf das Accompagnement der Saiteninstrumente u. s. w. Besonders hat er sein Instrument (oder seine Instrumente) nicht so nach ihren mechanischen Vorteilen und Unvollkommenheiten betrachtet, noch weniger darauf gedacht, den letztern abzuhelfen. Der bewegliche Flötenkopf, die doppelte Klappe, die genauer abgemessene Temperatur durch eigene Bohrung der Löcher sind Erfindungen von Quanz. Niemand hat die Flöte vollkommener behandelt als Quanz, vorausgesetzt — was er als gewiß voraussetzte — daß die tiefe Stimmung die einzige der Flöte angemessene Stimmung ist; welches man jetzt, vielleicht mit Unrecht, nicht mehr glaubt.

Der Geschmack in der Musik und die sich darauf beziehende jedesmalige Art des Vortrags, ist wie eine schöne Blume, die innig ergötzt, aber bald verblüht, selten wieder aufblüht, und auf welche noch seltener Früchte folgen. Der Geschmack in der Musik hat sich bisher alle zwanzig Jahre oder noch schneller verändert. So war es von jeher, und so wird es ferner wohl sein. Der Musiker, der sich vorsetzt, für die Nachwelt zu komponieren, kann am meisten in Gefahr kommen, eine Lettre qui ne parviendra pas à son adresse zu schreiben. Ausnahmen sind äußerst selten, und in Instrumentalstücken, besonders für die Kammer, möchten sie sich wohl am allerseltensten finden. Ein geringer Umstand tötet oft noch viel früher Musikstücke, die ein längeres Leben verdient hätten. Die Quanzische tiefe Stimmung wird nicht mehr gebraucht; weg sind mit ihr Quanzens Flöten, Quanz' Konzerte und die wahre Art sie zu spielen, ohne welche sie unbeschreiblich verlieren. Vielleicht sind jetzt nicht mehr drei Personen in Berlin, welche die Art sie zu spielen noch kennen. In Deutschland ist kein Konzert of ancient Music wie in London, und wird auch wohl nie eins aufkommen können. Alte Musiken beschäftigen höchstens einige denkende oder grübelnde Tonkünstler. So verdienen auch Quanz' Konzerte, wenigstens von Komponisten, die ihre Kunst lieben, nicht vergessen zu werden. Ungerechnet die Menge schöner Gedanken, würden sie in Partitur sehr lehrreich für das Studium sein. In einer gewissen Art Begleitung der Konzerte für die Kammer haben die Quanzischen Konzerte mehr Feinheiten als die Konzerte irgend eines andern Komponisten, welche wohl studiert zu werden verdienen. Gewiß ist's, daß Bach, der Quanz' Konzerte täglich accompagnierte, sich in Hinsicht der Form mannigfach nach ihm gebildet hat. Bach erkannte hierin auch seine Verdienste; so wenig beide sonst eigentlich Freunde waren.

Quanz war freilich in Gesellschaften ein musikalischer Diktator. Wer seine wirklich mannigfaltigen Einsichten in die musikalische Kunst nützen wollte, mußte ihm nicht widersprechen, vielmehr ihn dem Gange seiner Ideen folgen lassen; und das war nicht jedermanns Sache. Selbst der König erfuhr dies zuweilen. Zwar war Quanz auch ein Hofmann, denn er hatte die lange Erfahrung, wie es am Hofe und bei Großen zugeht. Er legte es daher nicht darauf an, sich dem Könige entgegen zu stellen, wußte vielmehr recht wohl, das zu vermeiden, wovon er wußte, daß es dem Könige unangenehm hätte sein können. Hingegen, wenn es auf Musik ankam, gab er dem

Könige nicht leicht nach, ließ sich vielmehr eher als ein anderer merken, was zu mißbilligen war. Er hatte vorzüglich das Recht bei der Kammermusik, wenn der König spielte, Bravo! zu sagen; und war nicht wenig stolz auf diesen Vorzug. Er sparte auch das Bravo! eben nicht; wenn aber der König wirklich etwas von seinen Konzerten nicht so spielte, wie er es gedacht hatte, oder wenn er sonst, was freilich sehr selten geschah, mit dem Könige schmollte, so wußte er auch wohl sein Bravo! bei sich zu behalten. Der König merkte darauf, und wenn er meinte, die Schuld läge an seinem Spielen, so untersuchte er es weiter, fragte auch Quanz wohl, besonders in den ersten Zeiten, oder wenn er fand, wo der Fehler lag, so übte er die Stelle ohne weiter ein Wort zu sagen, und spielte das Konzert außer der Ordnung wieder,[1] bis Quanz freiwillig das Bravo! geben mußte, welches dieser sodann auch mit Nachdruck that, zum Zeichen, daß er den König verstanden hatte. Wenn der König Quanz nicht fragte, so würde Quanz nie etwas getadelt haben; alle Anekdoten von solchem Tadel, die in manchen Sammlungen stehen, sind erdichtet. Stillschweigen, die Miene verziehen, sich räuspern, war alles, was er sich erlaubte. Nur zweimal in der langen Reihe von Jahren, da Quanz den König täglich beim Konzerte sah, ist er mit ihm geradezu zerfallen. Dies geschah bei folgenden Gelegenheiten.

*

Quanz hatte schon in Dresden viele Bemerkungen über die reine Temperatur der Töne auf der Flöte gemacht. Er wußte, wie schwer es ist, auf diesem Instrumente rein zu spielen;[2] er suchte diesem Mangel abzuhelfen, ließ seine Flöten aus dem besten Holze[3] mit großer Sorgfalt drehen, teilte nachher die Stimmung selbst sehr genau ab, und bohrte die Löcher der

[1] Der König pflegte gewöhnlich alle dreihundert Konzerte von Quanz, nach der Ordnung wie sie gemacht waren, durchzuspielen, zuweilen aber ging er von der Ordnung der Nummern ab.

[2] Ein französischer Musiker sagte: Deux flûtes sont commes mari et femme — ils ne sont jamais d'accord. (Zwei Flöten sind wie Mann und Frau — sie sind niemals einig.)

[3] Der König ließ für Quanz zuweilen Stämme von allerhand Arten fremden harten Holzes kommen; Quanz probierte alle Arten, und fand das Ebenholz als das vorzüglichste; und noch unterschied er sehr unter Ebenholz und Ebenholz in Hinsicht der Brauchbarkeit zu Flöten. Er versicherte mir, daß ein Stamm Ebenholz, den der König im J. 1756 aus Portugal erhalten und ihm geschenkt hatte, der beste wäre, den er je gehabt habe.

Flöte selbst. Aber er behauptete alsdann auch, daß mit einiger Vorsicht die Flöte in sich selbst rein gestimmt sein und bleiben müsse.

In den vierziger Jahren, wo der König noch am lebhaftesten war, hatte er von Quanz eine neue Flöte bekommen. Sie schien ihm nicht recht zu gefallen, und nachdem er einigemal darauf gespielt hatte, sagte er zu Quanz, die Flöte sei nicht recht rein. Das hieß Quanz von der Seite angreifen, wo er am empfindlichsten war. Quanz ärgerte sich innerlich, aber verteidigte die Flöte. Der König schien zufrieden zu sein; aber den folgenden Tag erneuerte er die Klage. Quanz nahm dem Könige die Flöte aus der Hand, spielte selbst darauf, und versicherte, die Flöte gebe alle Töne rein an. Der König behauptete, selbst von Quanz gespielt, sei sie unrein. Dies war mehr als Quanz vertragen konnte. Er kam außer Fassung; es entstand ein kleiner Wortwechsel, und Quanz sagte endlich mit Heftigkeit: „Wenn ein großer Herr es vertragen könnte, die Wahrheit zu hören, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß es nicht an der Flöte liegt, und woran es liegt." Der König trat ein paar Schritte zurück und sagte etwas heftig: „Wie? Was? Ich sollte die Wahrheit nicht vertragen können? Sage Er was wahr ist." Quanz sagte ganz trocken und verdrießlich: „Ich habe Ew. Majestät mehrmals gebeten, Sie möchten die Flöte, nachdem Sie gespielt haben, nicht in die Hand oder unterm Arm nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie thun aber jenes doch, und die Flöte klingt unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht weil sie an sich unrein ist." Der König, sehr pikiert, antwortete: „Es ist nicht wahr!" und kehrte sich um.

Der König spielte die folgenden Tage auf einer andern Flöte, sah aber Quanz nicht an und sprach kein Wort mit ihm; Quanz hingegen gab dem Könige kein Bravo! So ging es ungefähr acht Tage. Da kam der König beim Anfange des Konzertes auf Quanz zu, und sagte mit freundlicher Miene: „Mein lieber Quanz, ich habe die Flöte seit acht Tagen auf verschiedene Art untersucht und habe nun gefunden, daß Er recht hat. Ich werde die Flöte nicht mehr in der Hand warm werden lassen." Diese Geschichte erzählte mir Quanz selbst. So geringfügig sie scheinen möchte, könnte sie doch vielleicht ziemlich charakteristisch sein. Der Fall, daß großen Herren geradezu und derb die Wahrheit gesagt wird, ist so selten, und die Art, wie sie sich in seltnen Fällen benehmen, läßt viel auf ihre innere Gesinnung schließen.

*

Ungefähr in den sechziger Jahren traf es sich, daß an der Rampe, wo man nach Sanssouci von der Seite der Bildergalerie hinauffährt, auf der linken Seite, wo die Grotte des Gartens an diesen Weg stößt, von ungefähr ein Wagen gegen das Mäuerchen gefahren war, was zum Geländer dient, so daß ein Stück herunterfiel. Es war eben keine Gefahr zu befürchten, daß etwa ein Wagen herunterfallen möchte, aber Bach, der beim Fahren etwas furchtsam war, hatte darüber mit jemand gesprochen, der nahe um den König war, daß es gemacht werden müßte, worauf aber nicht geachtet ward. Der Zufall wollte, daß als die Musiker nach einiger Zeit zum Konzerte nach Sanssouci fuhren, der Königliche Kutscher ziemlich nahe an die offne Stelle fuhr, und da der Wagen zugleich etwas schief ging, so glaubte Bach, er könne herunterfallen, schrie laut auf, und als sie nach Sanssouci kamen, erneuerte Bach etwas ungestüm das Verlangen, daß die schadhafte Stelle durchaus gebessert werden müsse. Derjenige, an den er sich wendete, antwortete: die Bausachen gehörten nicht zu seinem Amte, er könnte also dem Könige deshalb nichts sagen; außerdem sei bei der schadhaften Stelle gar keine Gefahr; wenn Bach aber glaube, daß es anders wäre, so möchte er nur selbst mit dem Könige davon sprechen, oder an ihn schreiben. Dies verursachte einen starken Wortwechsel, in welchen sich Quanz mengte; und da er eben nicht der Feinste war, wenn ihm widersprochen ward, so brauchte er einige empfindliche und unhöfliche Worte.

Die Sache ward nun dem Könige vorgebracht; und vermutlich wurde die Art, wie die beiden Musiker sich dabei ausgedrückt hatten, nicht gemildert vorgestellt. Obgleich nicht zu leugnen stand, daß an der schadhaften Stelle durch unbehutsames Fahren ein Unglück möglich sein konnte, und der König also zu billig war, um den Musikern zu verdenken, daß sie die Reparatur verlangt hatten, so mochte ihm doch die Art mißfallen haben, wie sie sich dabei benommen hatten. Er ließ dies auf eine ganz sonderbare Art merken, welche wohl niemand erwartet hatte. Ohne weiter jemand ein Wort zu sagen, ließ er gar kein Konzert mehr bestellen. Dies war ganz etwas Außerordentliches; denn er hatte täglich Konzert in seiner Kammer, und setzte es nicht aus, es müßte dann durch Krankheit oder sehr wichtige Abhaltungen verursacht sein. Er nahm hier den Ausweg, daß er sich selbst seines Vergnügens beraubte, weil er mit den Musikern über diese Sache nicht sprechen wollte, und doch glaubte, er müsse sein Mißfallen über ihr Benehmen zeigen. Er kannte sehr gut das menschliche Herz.

Die Musiker waren über dies Aussetzen der Musik ziemlich bestürzt, besonders die beiden, welche so laut gesprochen hatten. Quanz besonders ward durch einen zufälligen Umstand noch mehr intriguiert. Der König pflegte sonst keine fremde Musiker zu hören, am wenigsten Blaseinstrumente; dafür sorgte Quanz schon. Jetzt meldete sich zufällig der vortreffliche Oboespieler Fischer aus Dresden beim Könige. Der König hörte ihn mit vielem Beifall, aber bloß vom Pianoforte accompagniert, wozu Bach nicht gerufen ward. Der Stillstand der Kammerkonzerte des Königs dauerte, bis er, wie gewöhnlich, im Augustmonate nach Schlesien reisete. Nach seiner Zurückkunft wurden die Konzerte wieder täglich bestellt, ohne daß weiter von dem Vorgegangenen das Geringste erwähnt ward; und die Musiker schöpften nun wieder freien Atem.

Quanz hatte während der Zeit der ausgesetzten Konzerte äußerlich so viel wie möglich Gleichmut gezeigt. Er hatte sich sogar verlauten lassen, wenn der König auch ungnädig auf ihn bleiben, und ihm seinen Abschied geben wolle, so sei es ihm ganz gleichgültig; denn er war wirklich ein reicher Mann, und hätte sehr wohl von seinen Renten leben können. Im Grunde seines Herzens aber war er doch dem Könige zugethan, und hätte den so lange genossenen Vorzug, den König täglich zu sehen, und sein vertrauter Kammermusiker zu sein, ungern verloren. Als er einige Monate nachher seinem Freunde Krause diese Geschichte ausführlich erzählte, und sein Vergnügen nicht verhehlte, daß sie noch so gut war beigelegt worden, brach er ganz treuherzig in die Worte aus: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß mir der Mensch (er meinte den König) so nötig wäre!" Krause.

*

Kirnberger war mehrere Jahre lang die Geißel der Berlinischen Musiker, besonders für Quanz, mit dem er in beständiger Fehde lebte, weil er ihn beständig neckte; so wie er jeden anzapfte, der musikalische Verdienste besaß, er mochte es machen wie er wollte. Er war mit Quanz immer in Fehde wegen kontrapunktischer Angelegenheiten, worin doch Quanz gewiß sein Meister war. Bei Gelegenheit der Flötenduette, welche Quanz drucken ließ, brach diese Fehde mit noch größerer Bitterkeit aus. Quanz hatte vorher, freilich mit Recht, immer behauptet, die zwei Stimmen eines Duetts müßten so eingerichtet sein, daß das Gehör keine dritte Stimme oder keinen Baß verlange. Nun ging Kirnberger von Haus zu Haus und

sagte jedermann, Quanz' Duette wären ohne hinzugefügten Baß ganz unausstehlich. Quanz ereiferte sich, und ging so weit, daß er an Kirnberger schrieb, und einen Trumpf darauf setzte, wenn Kirnberger nicht innerhalb zwei Monaten zu allen sechs Duetten einen Baß setze, der sich ungezwungen dazu schickte, und das Ohr mehr befriedigte, als wenn die beiden Stimmen allein gespielt würden, wobei er die ersten Musiker Berlins zu Richtern anzunehmen sich erbot. Kirnberger mochte nun freilich wohl einige Schwierigkeiten finden, dies ganz so auszuführen, wie es verlangt ward; wie es denn überhaupt nicht immer seine Sache war, das besser zu machen, was er tadelte. Indessen hatte er ausgekundschaftet, daß Sonntags Quanz in einer gewissen Kirche seine Andacht halten wollte. Er ging in die Kirche, bat sich von dem Organisten, der von der Sache nichts wußte, die Orgel aus, und spielte während der Kommunion, auf zwei Manualen, ein kurzes Adagio aus Quanz' Duetten, mit einem Basse auf dem Pedale. Quanz kam darüber ganz außer sich, und ward vor Ärgernis beinahe krank. Jeder Mensch von unverdorbener moralischer Empfindung muß fühlen, wie hämisch es war, des guten Mannes Andacht auf diese Art zu stören; der aber freilich auch nicht hätte so schwach sein sollen, sich diese Sache so übermäßig zu Herzen zu nehmen. Krause.

*

Quanzens Kunstgefühl verwickelte ihn zuweilen in einige kleine Abenteuer. Wenn er in Berlin war, pflegte er oft die Vormittagspredigt in der Petrikirche zu hören. In derselben fand sich gewöhnlich auch ein Schuster ein, welcher die üble Gewohnheit hatte, jeden Absatz des Liedes lange hinter der Gemeine noch auszuhalten, und dabei immer stark in die Höhe zu ziehen. Quanz' Ohren ward dies endlich ganz unerträglich, und er glaubte durch Zureden den Schuster von seiner üblen Gewohnheit abbringen zu können. Er ließ ihn zu sich kommen; und glaubte anfangs, seine Autorität würde Eindruck haben, wenn er dem Schuster sagte, er sei des Königs erster Kammermusikus, und müsse ihn bedeuten, seine Art, beim Gesange auszuhalten, sei ganz unschicklich und unmusikalisch. Der Schuster sagte aber ganz bescheiden und trocken: Er verstehe nichts von der Musik, und er halte jeden Satz des Liedes deswegen so aus, weil seine Andacht dadurch vermehrt würde. Quanz wollte ihm nun vorstellen, daß durch seine auffallende Art zu singen die Andacht der übrigen Gemeine gestört würde. Aber davon

wollte der Schuster gar nichts hören, und versetzte: Was müßte denn das für eine Gemeine sein, welche sich von meiner Andacht in ihrer Andacht hindern ließe? Quanz sah nun wohl, daß mit dem Manne auf diese Weise nichts anzufangen sein würde, und versuchte einen andern Weg. Er versicherte den Schuster ganz zutraulich, daß gewiß seine Andacht durch dies Nachschreien gestört würde, er bäte ihn also, er möchte es ihm zu Gefallen unterlassen; er versprach, ihm auch wieder gefällig zu sein, und da er gehört hätte, er sei ein sehr guter Arbeiter, so wolle er sich künftig von ihm Schuhe machen lassen, und er möchte ihm nur sogleich ein Paar anmessen. Der Schuster sagte ganz gelassen: „Sehr gern! Wenn Sie aber glauben, daß ich meine Andacht gegen Ihre Kundschaft verkaufen soll, so darf ich kein Papier zum Maße herausziehen; denn das thue ich nicht.“ In der That wurden beide Teile über die Bedingungen nicht einig, der Gesang blieb wie vorher und Quanz behielt seinen vorigen Schuster. Agricola.

*

Der König hing in allen Dingen, selbst in den kleinsten, an Ordnung und Gewohnheit. Was einmal eingeführt war, ließ er nicht leicht abkommen. Quanz hatte sich, ich weiß nicht wie, in den Besitz gesetzt, dem Könige jeden Herbst Leipziger Lerchen[1] zu schicken. Dies war für ihn ein unterscheidender Vorzug, und überhaupt ein seltener Fall; denn der König pflegte nicht leicht von einer Privatperson ein Geschenk anzunehmen. Quanz hatte die Kommission, die Lerchen zu

---

[1] Der König ließ die Lerchen, die auf seine Tafel kamen, in der Gegend von Nauen fangen; denn im Grunde sind Lerchen allenthalben wo Weizen wächst. Der König liebte bekanntermaßen die Jagd nicht, und ist niemals aus Neigung auf die Jagd gegangen. Gleichwohl ließ er während seiner langen Regierung das zahlreiche und kostbare Jagdzeug, welches er von seinen Vorfahren ererbt hatte, mit größter Sorgfalt unterhalten. Es lag anfänglich in Berlin auf dem Jägerhofe. Als aber die Bank daselbst errichtet ward, ward es nach dem Jagdschlosse Grunewald gebracht. Es war zu beständiger Besorgung und Unterhaltung desselben ein Jagdzeugmeister und sieben Jäger verordnet, nebst den Hofdiensten von einem Dorfe. Die Jäger wurden eigentlich zu keiner Jagd gebraucht, außer daß sie im Oktober mit den Lerchennetzen in die Gegend von Nauen gingen, um für des Königs Tafel Lerchen zu fangen; und wenn im Winter bei großer Kälte etwa in der Neumark oder in Westpreußen Wölfe oder andre Raubtiere aus Polen überliefen, wurden sie mit dem gehörigen Zeuge dahin geschickt, um das Land von Raubtieren zu reinigen.

besorgen, seit vielen Jahren einem Kaufmanne in Leipzig aufgetragen. Als derselbe starb, ersuchte er mich in einer Leipziger Michaelismesse, ihm so früh als möglich die schönsten Lerchen für den König zu besorgen. Er hatte sich aber nicht deutlich ausgedrückt, daß er auf alle folgende Jahre dies besorgt verlangte; also dachte ich im folgenden Herbste weiter nicht daran. Quanz war aber sehr unruhig darüber, daß die Lerchen nicht kamen, und sogar der König bemerkte es, und mochte es seinem alten Diener zur Nachlässigkeit auslegen, daß er diesmal nicht an ihn gedacht hatte. Er äußerte sich darüber, indem er einmal nach dem Konzert mit dem Konzertmeister Franz Benda von alten Geschichten zu plaudern anfing, und beiläufig ihn fragte: Ob er nicht auch gehört hätte, daß dies Jahr die Leipziger Lerchen sehr selten wären? Benda konnte nicht begreifen, wie der König darauf kam, mit ihm über Leipziger Lerchen zu sprechen. Quanz verstand es aber recht wohl, war deshalb nicht wenig verlegen, und ließ sich bei mir erkundigen. Um das Übel zu heben, welches aus dem Mißverständnis entstanden war, gab ich den Rat, dem Könige die spätesten Lerchen zu schicken. Er bekam sie im November, als niemand mehr an Lerchen dachte. Er war sehr vergnügt darüber, und dankte Quanz auch mündlich. In den folgenden Jahren empfing er die Lerchen durch mich so früh als sonst irgend jemand, bis zu Quanz' im Jahre 1773 erfolgten Tode.

— *

*

Der König irrte sich zuweilen in der Person der Leute, welche er verschrieb, oder zu einem gewissen Zwecke brauchen wollte; zuweilen bekam er auch den rechten Namen, aber nicht die rechte Person. Er wollte den berühmten pariser Bildhauer Lambert Sigisbert Adam haben, und bekam seinen Bruder Kaspar Balthasar, der ein guter Künstler war, aber bei weitem so gut nicht wie sein Bruder. Nach dessen Tode bekam er einen Sigisbert, der aber kein Adam, weder an Namen, noch an Talent war. Er wollte den berühmten Geschichtsmaler Karl Vanloo haben; und bekam dessen Neffen Karl Amadeus, der freilich Vanloo hieß! Er glaubte, einen gelehrten Perneti und den Verfasser der Lettres sur les physiognomies zu bekommen; und er bekam einen der unwissendsten Mönche, der auch über Physiognomie schrieb, aber wie? Er schrieb einen le Sueur, des Namens wegen; wäre ein unrechter le Sueur in Paris gewesen, ich glaube, er hätte

auch den bekommen! Wenn er indessen gleich sah, daß die angekommene Person nicht die rechte war, so pflegte er sie doch zu behalten, wenn er sie gleich nicht brauchen konnte.

Einmal ging es ihm so mit einem verschriebenen französischen Gesellschafter, wo der Mißgriff sehr arg war. Als Voltaire im Jahre 1753 Berlin verlassen hatte, bedauerte es der König oft, daß er ihn als Gesellschafter verloren habe. Er äußerte sich darüber auch einstmals, als der Graf Gotter bei ihm speisete. Dieser sagte: „Er habe in Frankreich vor einigen Jahren einen Gelehrten angetroffen, der so viel Gelehrsamkeit, Witz und Beredsamkeit besäße, daß er als Gesellschafter Voltaires Platz völlig ersetzen würde; er glaube, dieser Mann würde noch aufzufinden sein." Der König befahl ihm, sich desfalls Mühe zu geben. Vielleicht dachte der Graf Gotter nicht, daß ihn der König beim Worte halten würde.

Es war richtig, daß Gotter in einem Wirtshause auf der Straße von Paris nach Brüssel einen Abend mit einem Fremden sehr vergnügt zugebracht hatte; der Namen desselben aber war ihm entfallen. Indessen traute er dem Gastwirte zu, daß er den Namen besser werde gemerkt haben, und schrieb an denselben: „Wenn derjenige, welcher an dem oder dem Tage mit ihm zugleich in dem Wirtshause übernachtet hätte, Lust bezeigte, mit einem ansehnlichen jährlichen Gehalte ein Gesellschafter des Königs von Preußen zu werden, so sollte er sich gleich auf den Weg machen."

Ob der Wirt ein richtiges Tagebuch gehalten und wirklich denjenigen wieder aufgefunden, der dazumal eine Nacht bei ihm geherberget hatte, oder nicht, ist nicht bekannt; wohl aber, daß er einen gewissen Chevalier Massot an den Grafen Gotter nach Berlin sendete. Ob Gotter an ihm den rechten Mann wiedergefunden habe, weiß man nicht. Genug, Massot war da, ward vom Grafen Gotter nach Potsdam geschickt und dem Könige vorgestellt. Dieses war aber auch das fast einzige Mal, daß ihn der König sprach, vermutlich weil seine Talente den Erwartungen desselben nicht entsprachen; indessen blieb ihm der zugesagte Gehalt.

Massot bezog nebst einem mitgebrachten Bedienten, der ein wenig deutsch verstand, eine Wohnung an der Nauenschen Brücke im obern Stockwerke und lebte sehr eingezogen; da er jedoch hörte, daß im Sommer 1755 des Königs Frau Mutter nach Sanssouci käme, so verfügte er sich auch dahin und ließ sich derselben vorstellen. Der König fiel, als er nach Sans-

souci reiten wollte, unglücklicherweise ganz betäubt vom Pferde (wie ich es oben erzählt habe) und ließ also ungewöhnlich lange auf sich warten. Die verwitwete Königin, die schon etwas unruhig war, daß der König, ihr Sohn, noch nicht erschienen war, und in dem Gedanken stand, daß Massot täglich bei ihm wäre, fragte sogleich nach dem Befinden desselben und dieser unterließ nicht, ihr umständlich zu erzählen, daß solches nicht besser sein könne, ungeachtet er ihn in vielen Monaten nicht gesehen hatte.

Dieser Chevalier Massot lebte, wie gesagt, viele Jahre lang sehr eingezogen und dabei wie ein cynischer Philosoph. Sein aus Frankreich mitgebrachter Bedienter durfte ihn des Tages nur zweimal besuchen, des Morgens, um ihm Brot, Wein, Fleisch und eine große Flasche Wasser, des Abends aber bloß Wasser zu bringen, allezeit aber seine Thüre zu verschließen. Sein Essen kochte er sich selbst in seinem Kamine. Da er das hiesige Geld nicht kannte, so hatte er von der Größe einer jeden Sorte, z. B. eines Thalers, halben Guldens, Vier-, Zwei- und Eingroschenstückes, Papiere geschnitten und den Wert darauf geschrieben, wonach er sich richtete, wenn er zum Einkauf rc. etwas aufzählte. Sein Bett war eine auf der Erde liegende Matratze, und überhaupt war alles bei ihm höchst unreinlich. Wenn er zuweilen spazieren ging, so hatte er manchmal galonnierte Kleider mit schmutziger Wäsche, zum öftern aber nichts als ein Kamisol an, über welchem ein schmutziger Mantel hing; zuweilen war er unter seinem Mantel entweder gar nicht bekleidet, oder bloß im Hemde.

Die Liebe zu einer gewissen Madame M**, die er endlich heiratete, soll ihn ganz verändert und andern Menschen ähnlicher gemacht haben. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges hat er sich aus Potsdam verloren.

Manger.

*

La Mettrie war bekanntlich eigentlich ein Arzt von Profession, hatte viel Witz und gute Laune, aber seine Lebensart war nicht sehr ordentlich. Er machte an der Tafel des Königs den Possenreißer. Der König schraubte ihn oft, zuweilen nicht auf ganz feine Art, um ihn schwatzen zu machen, damit es etwas zu lachen gäbe; da sagte er gemeiniglich viel Drolliges und erlaubte sich denn auch oft vieles, was ein anderer nie

würde gewagt haben, und es ging ihm durch. Ich will ein paar Beispiele anführen.

Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schraubte er la Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel als er sich's merken ließ. Das Gespräch ward zwischen beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen; der König ergriff ihn dabei und rief aus: „Hört, la Mettrie, Ihr seid ein Arzt, und ein gewaltig gelehrter Mann dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Eure Sache (elle n'est pas de votre ressort), bleibt bei dem was Eure Sache ist. — Da seht!" — sagte er halblaut und neigte sich vertraulich zu la Mettrie — „wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Fricassees gegessen. Ihr wißt ja, als ein erfahrner Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal wie sich das alles so sehr verwandeln kann, und welchen Teil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doktor!" —

La Mettrie, mit angenommener ernsthafter Miene, antwortete schnell: „Parbleu Sire! c'est bien aussi une affaire de politique, je soutiens donc qu'elle est du ressort de V. M." —[1]

„Comment," rief der König, vous étes un fou — une affaire de politique? c'est une affaire de **, je soutiens qu'elle est de vôtre ressort, et que vous devés nous l'expliquer, parlés donc."[2]

„Gut," sagte la Mettrie, „weil Ew. Maj. es befehlen; so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst, der Magen ist der König." —

Der König unterbrach ihn: „Da seht nun einmal den Narren an! Warum soll der Magen König sein?"

Ich bitte um Verzeihung — c'est parcequ'on lui donne tout[3] — und weil er als ein guter König das wenigste für sich braucht, sondern das meiste weiter ausspendet, und wenn

---

[1] Wahrhaftig, Sire! Das ist auch eine politische Angelegenheit, und ich behaupte deshalb, daß es ins Fach Eurer Majestät fällt.

[2] Wie, rief der König, Ihr seid ein Narr — eine politische Angelegenheit? es ist eine. . . . Angelegenheit, ich behaupte, daß es in Euer Fach fällt und daß Ihr es uns erklären müßt, sprecht also.

[3] Deshalb weil man ihm alles giebt.

er nun dies gehörig thut, und sonst ist wie er sein soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militärstand, die verteidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen — c'est la cervelle qui pense, comme V. M. le fait — mais la cervelle n'ose penser qu'autant que Sa très gracieuse Majésté l'estomac le lui permettra; car si cette Majésté se trouve mal, adieu la pensée![1] Im Gekröse sitzen die Handwerker und die Manufakturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben." —

„Nun," unterbrach ihn der König, „und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doktor; was ist jene Masse?" —

„Das ist der Schatz des Königs," sagte la Mettrie und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen, als möglich.

„Nun!" rief der König aus, „sieht man da nicht den fou fieffé?[2] Sagt doch, Doktor, ob ein Sinn in Eurem Geschwätze ist?"

„O ja!" rief la Mettrie, „und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Überschuß dessen, wovon sich alle Bürger des Staats genähret haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, cirkulieren die Säfte nicht so wie sie sollen; so wird kein Teil gehörig ernähret; alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz, c'est parceque l'état est constipé;[3] oder es kommt zu viel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte haben sollen, c'est qu'alors l'état a une diarrhée colliquative. Endlich der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohlthätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiter leben könne." d'Argens erzählte mir dies, und setzte hinzu: „C'était un fou qui quelquefois parlait bien."[4]

*

---

[1] Das Gehirn ist der Teil, welcher denkt, wie E. M. es thun — aber das Gehirn wagt nur so lange zu denken, wie Seine gnädige Majestät der Magen es erlaubt; denn wenn diese Majestät unwohl ist, dann ist es vorbei mit dem Denken.

[2] Erznarren.

[3] Weil der Staat verstopft ist.

[4] Er war ein Narr, der zuweilen gut sprach.

Der König trank einmal den Egerschen Brunnen, und hatte während der Zeit alle Morgen Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti und la Mettrie zur Gesellschaft beim Brunnentrinken. Es war verschiedene Tage lang sehr regnichtes Wetter, so daß sie sich in den Zimmern aufhalten mußten. So oft der König die Wirkung des Brunnens merkte, so neigte er sich gegen seine Gesellschafter, welche auf diesen Wink in ein Vorzimmer traten, und der König ging denn ins Kabinett. Einmal hatte la Mettrie etwas mit vieler Lebhaftigkeit zu erzählen angefangen. Der König verspürte den Anfang der Wirkung des Brunnens, er verneigte sich, die andern traten zurück, aber la Mettrie, voll von seiner Erzählung, folgte vielmehr dem Könige, der nach dem Kabinette ging. Er verfolgte den König noch mit Erzählen, ohne weiter an etwas zu denken, da derselbe schon die Thür des Kabinetts aufmachte, und sagte: „Est ce que vous étes fou? rétirés vous donc!“[1] — „Ah Sire! rief la Mettrie: Ch—r devant le Medicin, c'est dire la Messe devant le Prêtre!“[2]

d'Argens.

*

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege bemerkte der König bei einer Spezialrevue in Preußen einen Fahnenjunker, welcher ihm älter schien als gewöhnlich. Er fragte denselben, wie alt er sei und wie lange er gedient habe, und erhielt zur Antwort:

„Er diene über neun Jahr und sei sechsundzwanzig Jahr alt.“

Der König fragte den Commandeur: Warum der Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen sei, und ob er Fehler begangen habe, welche dies gehindert hätten? Der Commandeur antwortete:

„Die Aufführung des Fahnenjunkers sei immer untadelig gewesen, aber er sei zu arm, um die Equipage zu bezahlen, welche ein angehender Offizier nötig hat.“

Der König sagte mit sehr ernsthafter Miene: „Warum ist mir das nicht gemeldet worden? Die Armut ist keine Ursache, ihn zurück zu setzen, wenn er sonst geschickt ist. Ich werde für

---

[1] Sind Sie toll? gehen Sie doch fort.

[2] Ach Sire! . . . vor dem Arzt, d. h. die Messe vor dem Priester sprechen!

seine Equipage sorgen." Er ernannte ihn darauf zum Offizier, und schenkte ihm hundert Louisdor. Er erkundigte sich bei jeder Revue nach demselben, und da er beständig vorteilhafte Nachricht von ihm erhielt, so hat er auch immer für denselben ganz besonders gesorgt.

—*

Berichtigungen.

Ich werde täglich lebhafter überzeugt, daß man der Wahrheit von Anekdoten nie sorgfältig genug nachforschen kann. Sonderlich von solchen Anekdoten, welche einen witzigen Einfall enthalten, werden sehr oft, je mehr sie aus Mund in Mund gehen, die wahren Umstände im Erzählen so verstellt, daß Zeit, Ort und Personen allgemein verwechselt, und ganz andere angenommen werden. Dies hat mich ziemlich mißtrauisch gemacht, und für mich den guten Erfolg gehabt, daß ich durch genauere Erkundigungen nicht wenig unrichtige Umstände von Thatsachen berichtigt habe. Indessen finde ich freilich, daß man fast nicht mißtrauisch und behutsam genug sein kann; ich erfuhr es noch kürzlich an einem neuen Beispiele.

Ich erzählte eine Anekdote von dem sel. General v. Cocceji, welche in der Armee ziemlich allgemein geglaubt wird, und mir von mehreren Militärpersonen erzählt worden ist, daher ich kein Bedenken fand, sie nachzuerzählen. Gleichwohl ist von der Anekdote nichts richtig, als daß ein solches bon-mot gesagt worden, aber nicht von dem sel. General v. Cocceji, auch nicht im Jahre 1761, sondern im Jahre 1759 und bei einer ganz andern Gelegenheit.

Ich habe diese Berichtigung der Gütigkeit des noch lebenden Herrn Obersten von Cocceji zu danken, welcher nicht nur im Militärstande als Offizier, sondern auch im politischen Fache durch Gesandtschaften dem Vaterlande rühmliche Dienste geleistet hat. Dieser edle Mann wollte auf seinem sel. Herrn Bruder den Vorwurf, daß er ein empfindliches bon-mot wider den König gesagt hätte, nicht sitzen lassen; und ich mache es mir um so mehr zur Pflicht meinen Irrtum zu verbessern, da durch die Bekanntmachung der wahren Umstände eine Erzählung, welche so allgemein für wahr angenommen worden ist, nun auf ihren wahren Wert zurückgebracht wird; und selbst aus den wahren Umständen erhellet, wie die falsche Erzählung entstanden ist.

Im März des Jahres 1759 sendete der König aus Breslau den Herrn Obersten v. Cocceji (nicht den sel. General), welcher damals Königl. Adjutant war, insgeheim nach Turin, wie er dieses selbst in der Histoire de la Guerre de sept ans berichtet. Er erteilte dem Herrn v. Cocceji sehr umständliche

Verhaltungsbefehle, empfahl ihm aber die tiefste Verschwiegenheit, mit Bedrohung seiner schwersten Ungnade, wenn der eigentliche Ort, wohin er gesendet ward, und etwas von den ihm anvertrauten Dingen bekannt würde. Dieser trat also die Reise, ohne irgend mit jemand zu sprechen, unverzüglich an. Als ihn die übrigen Adjutanten auf einmal wie verschwunden sahen, wurden sie begierig, seinen Aufenthalt zu erraten. Jeder äußerte darüber seine Vermutung, bis endlich einer von ihnen, der einen vorschnellen Witz ohne Rücksicht öfters zu äußern pflegte, das Wort nahm, die Meinungen aller andern verwarf, und sagte: „Er wisse es besser, der Herr v. Cocceji sei nach Venedig gegangen, um einen Teller für den König umzulegen."

Man sieht hier also abermals, wie durch eine Verwechselung der Personen und Umstände, die so gewöhnlich ist wenn ein bon-mot nacherzählt wird, eine ganz falsche Geschichte entstehen kann. Zum Besten der historischen Wahrheit ist es doch aber sehr nötig, daß die Umstände nicht verwechselt werden, weil sonst sehr leicht aus einer falschen Nachricht eine andere entsteht. Durch die eben erzählten wahren Umstände erhellet nun auch hinlänglich, daß die obige Geschichte nicht die Ursache sein kann, warum der sel. Herr General von Cocceji die preußischen Dienste verließ; welches bisher ziemlich allgemein ist geglaubt worden.

*

Ich erzählte, eben damals, als der Marquis d'Argens im siebenjährigen Kriege in Sanssouci wohnte, habe der sel. Hr. Geheimrat Cothenius in der Akademie eine Abhandlung von der Schädlichkeit des kupfernen Küchengeschirrs vorgelesen. Ich habe hier einen doppelten kleinen Fehler begangen. Die Abhandlung war nicht von dem sel. Geheimrat Cothenius, sondern von dem sel. Geheimrat Eller, und zwar schon am 23. Jänner 1755 in der Akademie vorgelesen worden. Diese Materie von der Schädlichkeit der kupfernen Küchengeschirre und auch die Abhandlung darüber war nur durch eine vorfallende Gelegenheit dem Marquis damals ins Gedächtnis gerufen worden.

Inhalt.

Berichtigungen.